

ZEUGENSCHRIFTUM

Name:	ZS Nr.	Bd.	Vermerk:
M O E L L E R , Eduard	2480	I	

katalogisiert Seite:

Sachkatalog:

Zusammenbruch IV - 3  
 PSG III - Zusammenbruch  
 Landwirtschaft-3-Bodenreform  
 Bes.Zonen E-3-Landwirtschaft  
 DDR-9  
 Deutschland-4-Pommern  
 Polen-9  
 PSG-3-Vertreibung  
 Bes.Zonen-E-3-Besatzungstruppen  
 Polen 1-1

Personen:

Moeller, Eduard

katalogisiert Seite:

Sachkatalog:

Personen:

katalogisiert:Seite:

Sachkatalog:

Personen:

katalogisiert Seite:

Sachkatalog:

Personen:

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Akz. 8566/95

ZS 2480

Rep.

Kst.

Ra

Rattingen, im Februar 1946

Liebe Mi, liebe Kinder,

Dir zum Gedenken und Euch zur Erinnerung will ich die Geschichte dieses ontsetzlich traurigen Jahres niederschreiben soweit sie unseren kleinen Lebenskreis berührte und soweit sie entscheidend und zerstörend unser Geschick und unser Leben beeinflusste. Soweit sie das Schicksal von Dir, liebe Mi, berührt ist sie unvollständig, denn ich war nur auf die hinterlassene Post und die Erzählungen von Rostocker Bekannten angewiesen um mir ein Bild von Deinem bitteren Los zu machen. Euch Kindern soll dies zugleich ein Vermächtnis und ein Andenken an die aufopfernde Liebe Eurer dahingegangenen lieben Mutter sein.

Es war ein trüber, nicht eben gar zu kalter Wintertag, jener 20. Januar 1945, der sich zum Obst in nichts von anderen Wintertagen unterschied. Die Leute waren schon zum Feierabend nach Hause gegangen, nur Schamuhn, der gute alte Hofmeister, sass noch im Büro und gab der Sekretärin, Fräulein Linhard, die Angaben zum Tagebuch, die er mühselig in seiner ungeliebten Krakelschrift in seinem Kalender abends nach Feierabend festgelegt hatte. Er hatte für alles so seine besonderen Ausdrücke, deren Bedeutung nur ihm und der Sekretärin bekannt waren. Ich traf die beiden gerade bei der Schlussunterhaltung und konnte die gewohnte Abendbesprechung mit der Arbeitsansage gleich für den nächsten Tag gleich anschließen. Es war kurz abzumachen, es sollte alles beim Nistfahren bleiben, da nunmal die Schlitten zurechtgemacht waren und auch die gute Schlittenbahn ein monteres Fortschreiten der Arbeiten gewährleistete. Wir konnten also vor dem Abendbrot nochmal durch die Ställe gehen. Im Pferdestall bissen die Pechte auf ihren Futterkisten und Klönten, während die Pferde eifrig an ihrem Futter kauten, ein Geräusch, dem ich zu gern zuhörte und das nur gelegentlich durch ein kurzes Schnappen unterbrochen wurde, wenn eine der Tiere ein Strohhalmen oder etwas Futterstaub in die Küstern geraten war. Wir sprachen noch ein paar Worte mit den Leuten und gingen dann weiter zu den Fohlen, meinem ganzen Stolz. Die beiden 2-jährigen in der erste Nacht versprachen alles Gute an Entwicklung und Munterkeit und ihre zugekaufte Genossin, ein Fangelohlen, sollte einmal für Euch Kinder ein Reipony werden. Die nächste Nacht mit den 2 Jährlingen, auch Stuten wie die 2-jährigen war auch in Ordnung. Wie waren ebenso eifrig beim Pressen wie die hinter ihnen in der letzten Nacht untergebrachten 10 Schafe und 2 Ziegenlämmer. Durch den Kuhstall wollte ich später gehen, denn es war Zeit zum Abendbrot, auch merkte ich dem guten alten an, dass er nach Hause wollte, war sein Tag doch auch in Winter immer so ausgefüllt, dass er froh war, aller Lasten ledig zu sein. Im Kinderzimmer traf ich die ganze Familie um Mars kleinen Betten, Fräulein Linhard und Tante Marie und Mi, war es doch eine ganze Freude, wenn recht, recht viele zum Gutenachtsagen kamen, dem sie, wenn noch Brechen anschloss, die uns zum Abendbrot holte. Wenn gleich in der letzten Zeit in langer Sorge die rückgängige Bewegung der Ostfront besprochen worden war und manchmal schon der Gedanke laut wurde, dass auch uns der Krieg erbittert käme, so war dies doch eigentlich nur als etwas ganz Fernes und unwirtliches zur Sprache gekommen und wurde nicht weiter besprochen, vielleicht auch, weil keiner so recht an das Ende des stillen Fränkens glauben wollte. Der ganze Krieg hindurch über unserer pommerschen Heimat lag. Heute kam niemand darauf zu sprechen und nach dem Abendbrot fanden wir, Mi, Fräulein Linhard, Tantechen und ich uns am Kommetisch, da wir uns gern die Winterabende mit Komney vertrieben, wenn nicht gerade Mi ihre Lehrlinge unterrichten musste oder sonst die Abende besetzt waren. So fand auch diese Abend seinen gemütlichen Verlauf. Die 10 Uhr-Nachrichten am Radio, die immer unseren Tagesabschluss bildeten, brachten auch nichts Sensationelles, sodass nach allgemeinem Gutenachtsagen ich ruhig, wie stets meinen abendlichen Rundgang durch die Ställe antreten konnte, während sich Mi schon zu Bett legte um noch ein paar Seiten zu lesen. Nur ungern verzichtete ich auf einen Rundgang durch den Kuhstall. Der dicke Übermass, unser wertvoller und so geliebter

Zuchtbulle liess sich immer so gern noch von mir am Ohr graulen. Ich knipste alle Lichter an, weil ich so gern von dem Stallgang aus die ruhig wiederkäuenden Rinder übersah und mich an dem Jungvieh, dem ich so viel Liebe gewidmet hatte erfreute. Ganz ruhig wars im Stall, ab und an ein leises Klirren einer Kette oder ein zufriedenes Brummen einer Kuh. Ob wohl die Töchter unseres Übermass, von denen ich mir so viel erhoffte so gut einschlugen. Das Frühjahr musste es lehren, denn da sollten die ersten zum Kalben kommen. Schön beieinander waren sie alle, die 18 tragenden Störken, meine ganze Hoffnung. So kreisten meine Gedanken allabendlich um die Tiere, wohl oft auch zurückschweifend auf die Zeit, da ich Waldow übernommen hatte und da sowohl die Mühe, als auch das Jungvieh so erbärmlich aussahen, dass man wohl schon konnte, dass nur Jahre volle Mühe und Sorgfalt aus diesem Kuhstall etwas machen konnten. Man wars trotz Rückschläge durch V-eiklben und anderes soweit, dass das nächste Jahr die Früchte bringen musste. Dann war ich auch damit über den Berg, wie es schon mit den Pferden und auf dem Acker geschafft war. Die Sorgen, deren in den letzten Jahren nach Übernahme des restlos heruntergewirtschafteten Gutes nicht wenige waren, waren am Abnehmen und dies laufende Jahr würde schon einen spürbaren Rückgang der Schulden bringen. Dies alles ging mir durch den Kopf, wenn ich am Abend mit meinen Kühen allein war. Na, nun hinein, noch ein wenig Lesen und Gutenacht.

Ich war wohl gerade eingeschlafen, als das Telephon klingelte. Ich überlegte mir schon, ob ich nicht einfach klingeln lassen sollte, aber es klingelte zu eindringlich. Es war der Bürgermeister. Ich sollte gleich anspannen lassen. Ich müsse mit ihm und dem Ortsgruppenleiter zu einer Besprechung nach Reinwasser, was los wäre, wisse er auch nicht, aber es sei dringend. Na, denn los zu Benschke, Schlitten anspannen lassen. Bald kamen auch die Beiden und los ging's. Der Himmel war klarer geworden und die Felder lagen im hellen Mondlicht, sodass wir bei guter Sicht auch flott fahren konnten. In Reinwasser brannte Licht in dem niedrigen, breit hingestreckten Fernhaus und Herr Kautz erwartete uns schon an der Türe. Also es handelte sich um Abstellung von Posten wegen eventuel durchbrechenden feindlichen Panzern. Soweit wars also schon! Das fuhr uns doch eisig durch die Glieder. Ausserdem war Anweisung von der Kreisleitung da, dass alles zur Flucht vorbereitet werden müsse, liegen mit Planen versehen, das aller-nötigste Einpacken, die Menschen der ganzen Ortschaft zu den Gespannen einteilen etc. Das Vieh sollte durch ein Sonderkommando weggetrieben werden. Es sollte noch an Frantegat verladen werden, was ging. Nicht wegnbringendes Frantegat müsse vernichtet werden, eventuel kurz vor dem Abzug die Gebäude in Brand gesteckt werden. Es sei noch kein Grund zur Panik, wir sollten beruhigend wirken etc. Na, diesen Schmus der Kreisleitung kannten wir. Was ist da zu beruhigen, wenn ein nichts ahnendes Dorf sich auf einmal weidertig machen soll um Haus und Hof dem Feind zu überlassen. Man wars also da, was man immer nicht recht hatte glauben wollen, gegen welchen Gedanken man sich immer innerlich gesträubt hatte, nun klopfte der Krieg an die Tür und zwar, wie es schien recht vernehmlich. Da helfen alle Paraden nichts, dass es sich nur um Vorsichtsmassregeln handele etc. Wenn einmal solche Massnahmen schon notwendig werden, wenn überhaupt an die Möglichkeit geglaubt wird, dass täglich feindliche Panzer erscheinen können, dann ist nichts mehr zu beschönigen, dann ist mindestens keine zusammenhängende Front mehr da und keinesfalls Anzeichen zur "Beruhigung".

Heimgesahrt sagte ich Mi alles, so schonend, wie man sowas sagen kann. Ihr Schreck war der Gleiche. Nun war also alles in Gefahr, was wir uns in mühevollen 4 Jahren aufbauten. Alle schweren Sorgen um Waldow solien amsonst gewesen sein. Die Sehnsucht meines ganzen Lebens, meinen Kindern eine wirkliche Heimat mit eigenem Boden unter den Füssen zu schaffen, einen Zweig der Moellera auf das Land zurückzuführen, wo alles schliesslich einmal hergekommen ist, diese Sehnsucht, dies Lebensziel, das trotz aller Schwierigkeiten und Rückschläge, trotz Vermögensverlust in der Inflation, trotz aller Schwierigkeiten nach dem Erwerb von Waldow, nun nach den arbeits- und sorgenvollen Jahren erfüllt und verwirklicht schien, sollte nun zunichte werden? Dies alles ging durch unser Gespräch, was uns noch East bis zum Morgen nicht zur Ruhe kommen liess.

Am nächsten Tag musste ich zuerat mal meine Männer zusammenrufen und ihnen die Lage erklären. Es traf alle unerwartet und schwer.

Zunächst wurde allem gewöhnlichem wirtschaftlichem Tun Valet gesagt. Männer zogen sämtliche Wagen heraus, machten sie lang und verfertigten Bügel, an denen die Wagenplanen befestigt werden sollten. Eine Gruppe schmierte die Wagen alle ab. Der Treckerführer machte sich daran die Miwagen nachzusehen. Der Stellmacher vermasch die Gummiwagen um Aufsatzegegerüste für die Planen zu machen; machte sich aber zunächst einmal daran, einige Kisten fürs Haus fertig zu machen, in die Milch und Nahrungsmittel verpacken wollte. Im ausgeräumten Esszimmer saßen die Hofmädchen und nähten die Teppiche zu grossen Planen für die Gummiwagen, sowie aufgeschnittene Säcke zu Planen zusammen. Mi musterte ihrem Stab ihre Vorräte darauf, was mitgenommen werden sollte, wobei ihr auch Fraulein Linhard half. Im Dorf wurde vom Ortsgruppenleiter eine Versammlung einberufen, in der er den Dorfbewohnern die Lage zu machen versuchte und den vergeblichen Versuch machte, die Wucht der Tatsachen abzuschwächen. Es sollten 3 Alarmstufen gelten. In der ersten befanden wir uns jetzt, in der zweiten wären die Wagen zu beladen und alles reisefertig zu machen und in der dritten wäre loszufahren. Die Führung des Trecks sollte der Ortsgruppenleiter übernehmen, die des Trecks der Ortsbauernführer. Im Laufe des Tages verständigten wir uns mit Schmelings über die neue Lage und sie sagten sich an, am Abend rüberzukommen. Den ganzen Tag ging das Telefon, denn von allen Seiten riefen meine Beratungsbetriebe an, was zu tun sei. Ich empfahl ihnen falls es zum Treck käme, nicht zu vergessen die notwendigsten Besitztumsdokumente und Versicherungsakten mitzunehmen und konnte sie im Übrigen nur auf die Anweisungen von oben verweisen, die mir allerdings für Ernstfall reichlich theoretisch vorkamen. Dazwischen telephonierte ich mit Annemarie Dierckmann in Berlin und legte ihr dringend ans Herz für Abholung der guten, alten Tante zu sorgen; was sie mir auch zusagte. Ich hörte heraus, dass sie mich nicht ganz ernst nahm, ebenso wie mein gleichfalls angerufener Chef, Dr. Kamlah in Stettin. Keiner wollte es recht daran glauben, dass Pommern bedroht sein könne. Wie bald sollte sie die Bedrohung am eignen Leibe spüren. Am Abend besprachen wir uns mit Schmelings lang und breit die Lage und waren uns schliesslich darüber einig, dass wir versuchen müssten, irgendwie unsere Frauen und Kinder wegzukriegen. So ging dieser erste Alarmtag schnell zu Ende. Wie schnell so ein Dorf sein Antlitz verändern kann. Aus der sonst so ruhigen Dorfstrasse war eine fast städtisch aufgeregte Hauptstrasse geworden. Überall standen aufgeregte diskutierende Menschengruppen herum. Besonders waren all die natürlich aufgeregten, denen keine eignen Gespanne zur Verfügung standen und die befürchteten mussten, dass sie nicht mitkamen. Besonders an mich traten viele heran, mich möchte ich doch auf meinen Wagen mitnehmen. Mein alter Hofmediater bat mich um Tränen, doch seine Tochter und seine Enkelkinder mitzunehmen und vor allem sollte doch ich bei meinen Leuten bleiben und sie ja nicht im Stich lassen, denn ohne ihren Herrn wären sie ja verloren. Ich versicherte ihm, dass ich meine Belegschaft keinesfalls allein liess. Ich komme, was da wolle. Was war aus dem Hause in diesem einen Tag geworden. Die gepflegte Häuslichkeit war dahin. Überall standen halbgepackte Kisten, die Teppiche lagen aufgerollt, wie ein Haus vor dem Umzug. Noch nicht ein Tag war es her, dass wir noch gemütlich und sorglos belanandler sassen und nun schwirrte alles verstimmt durcheinander und konnte es noch garnicht fassen, dass der Feind dicht vor der Tür stehen sollte und wir bald unser geliebtes Waldow verlassen sollten. Per zweite Alarmtag brachte man sich keine Neuigkeiten. Ich machte mich mit dem Bürgermeister und dem Ortsgruppenleiter daran, einen Verteilungsplan der Dorfbewohner auf die vorhandenen Wagen zu entwerfen, wobei es sich sehr schnell herausstellte, dass es völlig unmöglich war die 500 Einwohner mit den vorhandenen Beförderungsmitteln weg zu bekommen. Merchel, der Ortsgruppenleiter fuhr nun per Motorrad zur Leitung nach Bütow, um dort die Lage zu klären. Mein Vorschlag war zunächst mal einen Extrazug für die im Westen und die im Osten zu bilden und die im Westen zu beladen und die im Osten zu entladen. Mein Vorschlag wurde belächelt.

Abreise Einzelner vor dem allgemeinen Aufbruch ausdrücklich verboten. Natürlich setzte trotzdem ein Massenandrang auf die fahrplanmässigen Züge ein. Schliesslich kann man ja nicht verlangen, dass die Menschen noch beruhigenden Versicherungen glauben sollen, wenns soweit ist, dass man Wachen gegen anrückende Panzer ausstellt. Diese Wachen war überhaupt etwas so Kindliches, wie der Volkssturm selbst und entzog nur die Männer ihren wichtigen Aufgaben bei der Vorbereitung der Trecks. Zudem wurden noch 3 Leute von mir zum Volkssturm einbezogen, wovon allerdings 2 bald wiederkamen. Der Eindruck, dass die Partei mal wieder für sich wuschelte und dies so dilletantisch wie möglich, anstatt alles der doch letztenendes dafür verantwortlichen Wehrmacht zu überlassen, wurde immer deutlicher. Schmeling rief über meinen Apparat seine Freunde in Berlin an, da er selbst erstens keine V.M.L.-Nr. für Ferngespräche hatt und zweitens sein aufgeregter und 200-iger Ortsgruppenleiter, der zugleich die Post versah, jedes Gespräch auf "Staatsgefährlichkeit" abhörte. Schmeling wollte versuchen in Berlin ein Auto für unsere Frauen und Kinder zu organisieren, denn wie wir hörten, war das Gedränge auf der Bahn schon so dass Mi die Kinder an der Hand erdrückt worden wären. So sehr uns all dies ans Herz ging, so sehr zeigte jetzt Mi wieder ihre Tüchtigkeit als Hausfrau und die muster-gültige Ordnung ihres Haushaltes liess kein Durch einander aufkommen. Jedes gesuchte Stück war auf den ersten Griff vorhanden und es war bei allem Jammer eine Freude ihren Apparat mit den gut gedrillten Mädchen laufen zu sehen. Am nächsten Tag, den 23. war nun klar dass Schmeling ein Auto von Berlin bekame. Es sollte seine Frau, die in seinem Hause befindlichen Berliner Evakuierten, seine Mutter und Mi und die Kinder mit dem nötigsten Gepäck mitnehmen, zusammen mit Schmelings eigenem Wagen. Abfahrt 25. früh. Sex tante Marie, deren Abholung von Berlin nicht klappen wollte sollte auch mitfahren. Eine Fahrt per Zug wäre auch für sie eine Unmöglichkeit gewesen. So, nun wars klar, die Trennung nahte. Mi wollte durchaus nicht weg. Sie meinte sie könne unsere Leute nicht im Stich lassen und vor allem mich nicht. Ich suchte ihr klar zu machen, dass es nun ihre Aufgabe sei, die Kinder zu retten und die Meine für Gut und Gelogschaft zu sorgen. Fräulein Linhard erklärte sofort, dass sie bei mir bliebe, was Mi den Entschluss erleichterte. Wir hatten noch lange, ernste Gespräche miteinander, meine liebe Mi und ich. Auf den Befehl, das vorhandene Getreide zu vernichten, meinte sie, dass könne man doch nicht, dass sei doch etwas Heiliges, was hier gewachsen sei, das könne man doch nicht vernichten, es sei doch Brotkorn. Wie ich sie ob dieser Worte liebte, zeigte es mir doch, wie ihr gesundes Bauernblut zum Durchbruch kam und wie sie schon ganz mit Leib und Seele dem Lande und Waldow gehörte. Wie hatte sie mir durch ihre Tüchtigkeit geholfen, den verrotteten Betrieb in die Höhe zu bringen, wie muster-gültig war ihr eignes Reich, der Landhaushalt, von den ältesten Land-frauen rückhaltlos bewundert und in 4 Kriegsjahren aus dem Nichts, d.h. einer afferlosen Schlamperie geschaffen von einem Wiener Kind, was vom Lande und seinen Erfordernissen nichts wusste, was nichts mitbrachte als das Bauernblut ihrer Ahnen, Bauern aus dem Wiener Waldviertel. Und das alles, was wir uns und den Kindern geschaffen, sollte nun so zwischen den Fingern zerrinnen, sollte auf einmal nicht mehr sein. Unfassbar, schon die wenigen Tage des Alarms hatten im Betrieb mehr Schäden und Durcheinander gemacht, als sich in einem Jahr wieder gut machen liess. Das Packen der Kisten war nun so gut wie fertig, Mi hatte für alles vorgesorgt. Die Mädchen waren eingehendst instruiert, was sie zu machen hätten. Es sollte auch noch geschlachtet werden. Nur die Kinder war auch alles nötige eingepackt. So kam der letzte Abend heran, der auch wieder Schmelings bei uns sah, wie jetzt jeden Tag. Die Frontberichte waren wenig tröstlich, es ging langsam aber sicher rückwärts. Mit Vor-schulte war telephonisch vereinbart, dass seine Rostocker Wohnung für Mi, die Kinder und Frau Schmeling zur Verfügung stehen sollte. Bei aller Schmelings Bestrebendang wars für mich doch eine Beruhigung, dass die Kinder in Sicherheit zu bringen, nun vor-trefflich zu hören war, dass die Dasein der Kinder sehr

Im Bunker, den 16. April 1945

meine Liebe Li,

Ihr haben uns jetzt in unserer Zufluchtstätte soweit eingerichtet und eingelebt und in allem ist eine gewisse Beruhigung eingetreten, sodass ich daran denken kann unsere Erlebnisse seit der Trennung von der Familie niederzulegen.

Der dankwürdige 25. Januar ist also vorbei. Was ist das Leben fröhlicher Kinderzeit war, was keine geschäftige, flinke Hausfraueneigenschaft. Der erste tiefe Hauss in unserem geliebten Waldower Heim ist da und mit ihm die Sorge, die Sorge um auch Lieben, die Sorge um den so lieb gewonnenen Besitz, die Sorge um die Zukunft überhaupt. Noch läuft kein so gut eingespielter Haushalt wie ein Schmirchen, noch fängt sich jeder an seinen gewohnten Arbeitsplatz, noch halten alle Bindungen der Menschlichkeit und der Pflicht. Am 26., also gleich am nächsten Tage bekam wir Binquartierung von einem Pferde-lazarett, eigentlich ganz etwas beruhigendes, dachten wir, denn Pferde-lazaretts pflegt man ja nicht direkt hinter die Front zu legen. Nun, die Herrlichkeit dauerte nur bis zum 1. II. Zuerst waren 3 Tierärzte bei uns für einen Tag, dann nur noch einer, ein sehr netter Stabsveterinär, namens Vonnahme, der sich auch während seines kranken Viehzugs annahm. Besonders der Zucht-hengst machte mir eine schwere Lungenentzündung viel Sorge. Wir zeigten uns erkenntlich durch selbstgebackenes Bierroggen und Saftliköre und gutes Essen. Zu der vorerwähnten Belegung der oberen Scheune mit 80 Pferden kam es jedoch nicht mehr. Am 1. wurde das Lazarett nach dem Kreis Lauenburg verlegt und die über Lanzig nach Pommern hereinkommenden kranken Pferde in Er-pfang zu nehmen. Die Herrn liessen uns noch 7 Pferde da, die fast verhungert waren. 2 behielt ich, die andern verteilte ich an die Bauern. Sie sollten alle nicht sehr richtig zur Erholung, wo zum Einsatz kommen. Inzwischen häuften sich die mehr oder minder ~~aus~~ eigenen Befehle und Anordnungen der Kreisleitung wegen des eventuellen Trecks. Unser Zufluchtskreis sollte da-nach der Kreis Arnswalde werden. Die Arbeit auf dem Gut kam mehr und mehr zum Erliegen. Kroggel, Vietzke, Wielke wurden zum Volksturm eingezogen, kamen aber nach einigen Tagen wieder. Der Trecker wurde mit 2 Gummiwagen-anhängern nach Neustettin beordert um aus dem geräumten Ortschaften und vor-aller aus dem Truppenübungsplatz Grossborn Baumgut abzutransportieren. Ausser Neitzel fuhr der Ukrainer Klim und der Amerikaner Christmann mit. Angeblich sollte er nur einen Tag dort bleiben. Auf Anfrage in Neustettin wurden daraus aber erst 10 Tage und dann blieb er ganz weg. Die Abende waren in der Hauptsache damit ausgefüllt auf Telefongespräche mit Berlin und Rostock zu warten, die Archut in wirklich rührender Weise immer wieder trotz-aller Schwierigkeiten durchlotzte. Mit Ponikel telefonierte ich täglich. Mit grosser Sehnsucht wurde die Rückkunft von Schmebling erwartet. Nach dem ersten Telefongespräch mit Dir, Du Liebe, wars mit meiner Fassung erst mal aus und ich musste mich mit einem Nervenkrampf und Fieber ins Bett packen. Nach einigen Tagen gab sich das gottlob wieder. Es war zu viel ge-wesen, der Übergang von unserem friedlichen, paradiesischen Waldow, zu dem Waldow, an dessen Tür der Feind klopfte, zu schroff. Auf dem Hof wurde noch immer versucht Landwirtschaft zu spielen, aber der Betrieb zerrann einem langsam und stetig unter den Fingern. Ich liess im Park einen Graben ausheben um Sachen zu vergraben, liess diese Absicht aber dann wieder fallen in der richtigen Voraussicht, dass dies doch schliesslich alles verretten würde. Wir bekamen sogar noch einen Waggon zum Spiritusverladen, aber nicht mehr zum Roggenverladen. Geld konnte ich mir mit Hilfe von Fräulein Linhard, die deshalb eigens noch nach Stolp fuhr, auch noch ca 6000 M verschaffen. Ausserdem verkaufte ich die unbrauchbaren Pferde, die dicke Stute, den Paul und das Panjefohlen. Am 3. II. kam endlich Schmebling wieder. Er berichtete uns von der abenteuerlichen Fahrt, die ihn Arzen hinter Euch hattet und doch waren wir froh Euch, wenn auch nach Streptizen, in Sicherheit zu wissen. Mit Schmebling waren wir nun fest täglich zusammen. Zu meinem Geburtstag kam Major Koblik, Schmebling und Herbert. Fräulein Linhard hatte tags zuvor noch Wein aus Stolp geholt und so haben wir diesen Geburtstag eigentlich noch absolut zünftig gefeiert. Am nächsten Tage kam ein Halbverdeckwagen den Hof gerollt und heraus stieg Dr. Brandes mit seinem Beamten, der

für seinen Treck in Rohr Quartier machen wollte. Da Rohr jedoch bis unter Dach belegt war, beschlossen wir seinen Treck bei mir unterzubringen. Er blieb nun erst mal da und fuhr am nächsten Tag nach Rohr um Frau Boltz zu trösten. Ich hatte mit ihr schon Verbindung aufgenommen. Sie sass mit den beiden Buben bei Heyden, war ohne alles aus Ostpreussen geflohen, ihr Treck und ihr Mann verschollen. Am nächsten Abend hatten wir eine grosse Freude. Durch meine Verbindung mit Archut konnte Brandes telephonisch nach Berlin durchkommen und bei seinem Onkel seine verschollene Frau sprechen, die einige Stunden vorher mit den Kindern angekommen war. Ausserdem war Boltz unerwartet das Reitpferd am Zügel zu Fuss nach abenteuerlicher Flucht über das gefrorene Haff in Rohr gelandet. Ich hatte für Boltzens Lebensmittel und ein paar Sachen für die Buben rübergeschickt. Dafür schickte er mir Wein und Sekt aus der Sendung, die er schon früher per Waggon nach Rohr gebracht hatte. Nun wurde seine Rückkunft und die Auffindung von Brandes' Frau natürlich erst mal begossen. Dann kam auch Brandes Treck, der eigentlich ein 3-Familientreck war, an und blieb bis zum 14. Während der Zeit war auch Berti Boltz in Weldow. Die Ostpreussen waren nette Leute. Sie stellten mir einen Leiterwagen zur Verfügung und ich benutzte die Gelegenheit um den Hauptteil unserer Sachen mitzugeben. Es ist eine anständige Fuhrer geworden. Das Verwandtengepäck gab ich allerdings nicht mit, denn nun wollte ich den vorhandenen Platz erst mal für uns ausnützen. Hoffentlich ist der Treck gut angekommen. Wenn nicht, so wäre dies alles sowieso verloren gewesen. Den Ostpreussen kaufte ich noch ein Pferd und ein Fohlen ab, das Letztere in der schwachen Hoffnung doch noch bleiben und weiterwirtschaften zu können. Am 14 fuhr der Ostpreusentreck also los und mit ihm das wertvollste unserer häuslichen Habe. Ich habe Boltz zugewidmet, dass er sich dem Treck mit seiner Familie anschliesst. Aber seine Frau wollte nicht. Sie meinte sie sässe doch so schön in Rohr und sie hätten doch ihre ganzen Sachen dort u.s.w. Sie war mir nie sympathisch, aber in diesen Tagen zeigte sie doch sehr, was sie für eine egoistische und auch hysterische Ziege ist. Von uns forderte sie mit einer Unbekümmertheit, was ihr fehlte, dass es wirklich Zeit war, dass durch den allgemeinen Treck ein Punkt daran kam. Nun wird sie sich wohl manchmal meiner Ratschläge erinnern. In Weldow wurde der Ostpreusentreck durch Einquartierung des Führungsstabes der O.T. abgelöst. Nun began uns in Windeseile auch das Haus aus den Händen zu gleiten. Die ganze obere Etage mit Ausnahme des Zimmers von Gretchen und Herrn Witt wurde von der O.T. belegt. Dieser Verein machte keinen bedeutenden Eindruck. Die Herrn Führer im Offiziersrang konnten ihre Bauführerrollüren kaum verbergen. Ihre Sorge sich Schnäps etc. zu verschaffen war jedenfalls erheblich vordringlicher, als die um den Bau von Panzersperren, von denen übrigens, um es gleich vorauszusagen, nicht eine Panzerhindernd in Aktion getreten ist. An der Front wären diese Herrschaften jedenfalls bedeutend nützlicher untergebracht gewesen. Diese Herrlichkeit dauerte bis zum 26. Inzwischen waren wir öfter mit Schmechling zusammen, einmal mit ihm auch in Schwessin. Dort stellte ihm Herbert auch noch seine Benzinreserve zur Verfügung. Am 26. kam Befehl die Amerikaner in Marsch zu setzen. Da blieb ja nun eine erhebliche Beute bei uns. Es war segenshaft, was die alles an Vorräten da hatten. Das ganze Dorf kam zum Einholen hin. Arthur sorgte rührend für unser Wohl. Auch für Schmechling packten sie noch eine Kiste ein. Schmechling wiegte sich in der Hoffnung nochmal wiederzukommen. Wir hatten an dieser Hoffnung auch unsere Zweifel. Immerhin wars gut dass er kam, denn nun gings Schlag auf Schlag. In der Nacht zum 27. gegen 11 Uhr rief Dubberken, wir bekämen Einquartierung (Am Abend sollten schon 200 Mann nach Weldow kommen, die aber nach Rohr weiterzögen) Nun kam er mit den Quartiermachern und im Handumdrehen waren wir praktisch das Haus los. Uns blieben nur oben Gretchens und Herrn Witts Zimmer und unten unser Schlafzimmer und das Kinderzimmer. Auch die Damen mussten unten das vordere Zimmer abgeben und herein zog der Stab des 7. Panzerkorps mit General v. Kessel. Wir kamen erst morgens um 6 ins Bett. In der Nacht noch wurde die O.T. aus ihren Zimmern befördert und in alle Zimmer Telefonleitungen gelegt. Am 27 herrschte nun schon Vollbetrieb. Wir bildeten uns in unserer Harmlosigkeit natürlich ein, es wäre ein gutes Zeichen, wenn der Stab vom Panzerkorps zu uns käme, denn wo Soldaten sind, meinen wir, würde auch

gekämpft und verteidigt. Die Zukunft sollte uns leider eines anderen be-  
 lehren. Nun, es entfaltet sich jedenfalls eine rege Tätigkeit. Da wir viel  
 mit den Herrn zusammen waren, hatten wir allerhand interessante Einblicke in  
 die Lage, leider aber auch in die völlige Unzulänglichkeit unserer Mittel  
 zur Kriegsführung. Sprit- und Munitionsmangel zwang die Truppe mehr oder min-  
 der zur Tatenlosigkeit und nutzlosen Aufopferung. Das dies die Kampfkraft  
 lähmt ist besonders nach 6 Jahren Krieg kein Wunder. Die Meldungen wurden im-  
 mer niederschmetternder. Ein Durchbruch der Russen bei Baldenburg schloss den  
 Kessel in Handumdrehen an Köslin vorbei bis an die See. Damit war unsere Lage  
 klar. Wir waren im Kessel, bevor wir Waldow verliessen. Die Kreisleitung hat-  
 te das aber noch nicht gemerkt. Es blieb also die schwache Hoffnung, dass  
 der Kessel wieder aufgewacht würde, oder die Flucht nach der Küste mit der  
 ebenso schwachen Hoffnung ein Schiff zu erreichen. Der Versuch, den Kessel  
 zu sprengen, wurde gemacht. Am 28. erfolgte der Gegenstoss des Panzerkorps  
 mit dem Ziel Baldenburg zurückzuerobern und damit den Keil in seiner Basis  
 abzuschneiden. Dies schlug dadurch fehl, dass nach guten Anfangserfolgen des  
 Panzerkorps, der Angriff abgebrochen werden musste, weil der Russ inzwischen  
 bei Briesen in Richtung Kremerbruch bei der SS. durchgebrochen war und so  
 das Panzercorps im Rücken zu umfassen drohte. Nun rieten uns die Herrn so b-  
 bald als möglich abzuziehen. Dies am 29. III. Von der Kreisleitung kam  
 nun der Befehl am 2. vormittags zu trecken. Herchel setzte 10 Uhr vorm. fest.  
 Ich fuhr sofort dazwischen und verlangte Abzug schon am 1. abends. Dem gab  
 er auch nach, besonders da ich drohte sonst allein vorauszu ziehen, denn ich  
 hatte keine Lust meinen Treck am vormittag um 10 am Dorfeingang durch Tief-  
 flieger zusammenschliessen zu lassen. Am 1. nachmittags kamen die russischen  
 Tiefflieger genau so über den See gebräust wie in seeligen Zeiten Ltnt. Walter.  
 Ich ordnete nun also bepacken der Wagen an. Am 28. waren wir noch mit einem  
 Offizier des S.D. in Ponikel und in Schwessin gewesen. Der suchte beherzte  
 Leute, die hinter der Front als Spione arbeiten sollten. Er hat aber glaube  
 ich keine gefunden. In Schwessin trafen wir das Haus schon leer, den Betrieb  
 schon nach Körwen abgetreckt, nur Herbert noch da. Er kam mit seinem Vieh-  
 treck am 1. früh nach Waldow und schloss sich nach Abgabe des Viehs uns an.  
 In Ponikel hatten wir nochmal alles mit dem Hofmeister besprochen ohne aber  
 an so baldigen Abzug zu denken. Unsere Leute wurden nun auch nervös, aber es  
 herrschte doch immerhin leidliche Disziplin, bis auf einige traurige Zwischen-  
 fälle. Bei den Mädchen hatte lediglich Gretchen stets gleichbleibend treu  
 ihren Kraß gemacht. Grete und Frieda drückten sich um alles, hatten bloß die  
 Soldaten im Kopf und wurden auch im Ton immer dreister. Als ich von Schwessin  
 und Ponikel nach Hause kam, fand ich die Mädchen mit Soldaten im Zimmer beim  
 Schnestricken. Ich stellte sie darauf zur Rede. Frieda, die ich allein im  
 Schlafzimmer sprach, wurde frech und meinte ich solle man meinen Scheissdreck  
 alleine machen, sie ginge. Nach kurzer Zeit höre ich einen Krach auf der Trep-  
 pe und sehe Frieda die Treppe herunterstürzen und Gretchen unter verzweifeltem  
 Rufen "Du gehst nicht" sie festhalten. Auf meine Frage sagt Gretchen, Frieda  
 wolle in den See gehen. Da konnte ich mich nicht mehr halten und klebte Fri-  
 eda ein paar einstündige Ohrfeigen und erklärte ihr, dass morgen früh der  
 Wagen sie wegbringt. Nach einigen weiteren Ohrfeigen zog sie es denn auch  
 vor befehlsgemäss auf ihr Zimmer zu gehen. Am nächsten Tag hatte ich noch  
 einen üblen Tanz mit Herrn Witt, der sich einen angetrunken hatte und auf  
 meine Bitte nunmehr kurz vor dem Aufbruch nicht mehr zu trinken so rebiat  
 wurde, dass ich ihn durch einen Feldgendarm aufs Zimmer bringen lassen  
 musste. Ausserdem hatte er mir um angeblich meine alleinige Flucht zu ver-  
 hindern, mein Auto durch blockieren der Bremsen unbrauchbar gemacht. Es wur-  
 de mir durch den Instandsetzungstrupp des Panzercorps im letzten Moment  
 wieder in Ordnung gebracht. Der letzte Waldower Tag war also da. Was vorher  
 bange Ahnung gewesen wurde nun reue Wirklichkeit. Berti Boltz kam nochmal  
 am Tage vorher auf ein paar Minuten von Rohr herüber. Boltz war vor Einzug  
 des Panzercorps mit seiner Frau 4 Tage bei uns gewesen und hatte Berti noch  
 bis das P.C. erschien dagesessen. Der kleine Sohn Eberhard Boltz ist übrigens  
 geistig absolut zurückgeblieben und macht den Eindruck eines Deputantenkinde-  
 such was Benehmen angeht. - Nun bin ich mit Erzählen doch ein wenig durch-  
 einander geraten. Es drängte sich aber auch zu viel zuletzt zusammen. Dazu  
 die Hilflosigkeit von Herchel, die fest völlige Hilflosigkeit von Schamuha,  
 das Fehlen exakter und vernünftiger Anordnungen von oben und das Aussetzen

jeglicher Telefonverbindung. Das letzte Gespräch mit Dir, Liebes, war auch das letzte Ferngespräch unseres Waldower Telefons. Es ging nun also ernstlich zum Aufbruch. Herbert war bei uns, natürlich gedrückt, aber froh an uns Anschluss zu haben. Am <sup>Abend</sup> fuhr Frl. Linhard noch mit einem Offizier nach Ponikel um Frl. Kern zu sagen, dass sie mit ihrem Treck nachts um 11 Uhr auf der Chaussee auf uns warten sollte. Sie traf Frl. Kern bei einer solennellen Feierei mit einquartierten Offizieren in festlichster Form und Kriegsbemählung. Mehr konnten wir zur Organisation des gemeinsamen Trecks nicht tun. Die Mädchen schlachteten noch ein dutzend Hühner. Auf 11 Uhr war der Aufbruch festgesetzt. Das Vieh sollte zugleich losziehen und die Bauern sollten es in die Koppel bringen und Treiber dazu. Da die Bauern aber wohl das Vieh brachten, nicht aber Treiber da liessen und bei dem Glatteis und Schneesturm an ein Viehtreiben sowieso nicht zu denken war, befahl ich Aufgabe des Viehtrecks und liess unser Vieh im Stall und überlies es dem Militär zu treuen Händen. Der Erfolg wäre nur gewesen, dass ich auch noch meine Leute, die das Vieh treiben sollten, verloren hätte. Wegen des Wetters verzichtete ich auch auf Mitnahme der Fohlen. Das Kleinste von der Lies, 3 Tage alt, wollte ich erschiessen, schoss aber vorbei und hatte im Revolver eine Ladehemmung, sodass es leben bleiben musste. Ein letzter Gang durch die Ställe hätte mir fast das Herz zerrissen. Du weist, wie ich an meinem Viehzeug hing. Nun wurde also auch unser Wagen bepackt, bei welchem mir Bauschke nach Aufladen des seinigen und der Damen Kram liebenswürdigerweise nicht ein Drittel des Leiterwagens übrig gelassen hätte. Durch Bepacken des Autos und des Kutschwegens, der auch angehängt wurde, gings aber schliesslich. Um 12 kam mein Auto aus der Reparatur. Um 1 konnte der Abmarschbefehl gegeben werden. Frl. Linhard lenkte das hinter Bauschke angehängte Auto, dabei Gretchen, Waldi und Ingö im Auto. Herbert und ich zu Fuss hinterher. Eine stockfinstere Nacht, eisig kalte Schneeschauer, spiegelglatte Chaussee, der Horizont nach Polen und Rummelsburg zu rot von Bränden, das war, das war das Ende, der Schritt vom Heim auf die Strasse, aus der Geborgenheit des eignen Dachs ins Ungewisse der Flucht von Haus und Hof.

Wie endlos Strecken sich ziehen, die man vorher nur mit dem Auto oder auch Kutschwagen befahren und nun zu Fuss gehen muss, das sollte uns nun sehr zu bitterer Wahrheit werden. Durch die Verspätung des Aufbruchs waren wir erst um 5 in Ponikel. Frl. Kern war, statt auf uns zu warten, schon um 1 voraus gefahren. Der Erfolg war, dass wir sie nie mehr zu sehen bekamen. Fräulein Linhardts mühevollen Fahrt in letzter Stunde war also umsonst gewesen. Schon daraus kannst Du Dir ein Bild über die Strassenverhältnisse machen, dass wir 4 Stunden von Waldow bis Grünwalde brauchten. Das Ochsendgespann mit einer polnischen Schmiedfamilie (die der Ostpreussentreck uns dagelassen hatte) musste bereits bei der Gewiesener Mühle zurückgelassen werden. Am Dorfausgang von Waldow überholten uns bereits die Autos des Stabs des Panzerkorps, der auch stiftend ging. Herbert hat mich beim Zusammenhalten des Trecks tatkräftig unterstützt und war mir bis Versin eine liebe treukameradschaftliche Hilfe. Gegen 9 Uhr waren wir in Lubben, wo wir den Tag über blieben. Ich wollte, solange wir im Tieffliegerreich waren, am Tage nicht trocken. Der Inspektor führte uns in die entzückenden Lubbenener Wohnzimmer, wo wir auf den Sofas den Tag verschliefen. Dies war das letzte Pommersche Herrnhaus, in dem wir noch gepflegte, saubere Zimmer sehen. Was nun kam war Zerfall, Verwüstung, Vernichtung, Folgen der Freilessung übelster menschlicher Instinkte. - Am Abend gings also weiter Richtung Versin. Da sahs schon toller aus. Ich hatte Dubberke und Herchel mit einem Brief als Quartiersmacher vorausgeschickt. Wir kamen alle im Herrnhaus unter, in der Diele, auf den Fluren in ein paar Zimmern. Wie wir nach Barnow kamen auf dem Wege nach Versin war hinter uns der ganze Himmel rot von Bränden. Es soll Rummelsburg gewesen sein. Nun also in Versin hatten wir durch Frl. v. Knobelsdorf, die Sekretärin, noch einige annehmbare Stunden. Natürlich lag auch da Militär, eine Einheit Straube, motorisierte Infanterie, von denen kaum einer deutsch konnte, die Offiziere einschliesslich Herrn Major Straube kaum anders als mählos besoffen. Zum Schlafen lagen wir wie die Heringe dicht bei dicht auf dem Boden. Die von Dir besorgten Autofussäcke taten von nun ab prächtige Dienste.

17.IV.

In Versin war auch der alte Onkel von Herbert aus Bülow. Herbert biedererte sich an die Offiziere an und erreichte, dass er am nächsten Morgen im Auto nach Kerwen gebracht wurde. Der Abschied von ihm fiel mir recht schwer. Überhaupt war es schrecklich sich täglich von Bekannten verabschieden zu müssen mit so geringer Hoffnung sich je im Leben wieder zu sehen. Wir blieben 2 Tage in Versin, da es wieder geschneit hatte und der von den vielen Fahrzeugen festgefahrene Schnee ebenso glatt wie Gletteis war. Am 4. ließ ich mir in Versin einen Kutschwagen und fuhr mit Hauschke nach Sellin, da sich dort der Stab der 7. Panzercorps von uns aus hinbegeben hatte, um von den Herrn die Lage zu erfahren. Petersen war da, auch schon fertig zum Trecken, Betrieb und Haus ihm auch schon aus der Hand gegliitten. Seine Frau war schon weg. Von den Herrn des P.C. konnte ich wenig trostreiches erfahren. Überall neue Durchbrüche der Russen, kein Sprit für die Panzer, keine Munition, nachlassender Abwehrwille bei der Truppe.... das waren so Stichworte aus Meldungen, die ich mir mitanhörte. Da reichie mir jedenfalls Abschied von Petersen, zurück nach Versin. Aufbruchbefehl für nächsten Morgen. Dubberke u. Herchel wieder vorausgeschickt nach Gr.-Gansen. Trotz Glätte haben sich die Pferde gut gehalten. Es war für sie eine wehnsinnige Strapaze. Unter den Leuten begann der Durchfall zu grassieren, da sie trotz Verbot immer Schnee assen. Pfl. Linhard hatte sich gut mit Medikamenten zu Haus eingedeckt und spielte nun Onkel Dr. Dazu kam dauernd Krach unter den Leuten, was den ganzen Treck über anhielt. Leider konnten sich die Leute auch immer wieder Alkohol verschaffen, was die gegenseitige Anekelei natürlich förderte. Also 5. früh ab nach Muttrin. Hinter Versin lagen 2 tote Pferde auf dem Acker, die tags zuvor beim Pflügen von Tieffliegern erschossen worden waren. Das Bild der toten Pferde im Chausseegraben verliess uns nun nicht mehr. Du kannst Dir denken mit welchen Gefühlen wir nach jedem Fliegergeräusch hinhorchten. Vor Gr.-Gansen überholten uns die Autos des Stabs des 7. P. Corps alles, aber auch alles, was uns an Wehrmacht begegnete, überholte uns. In umgekehrter Richtung zum Feind fuhr nichts, nichtmal Munitionskolonnen. Wenig trostvoll! Gr.-Gansen war also von besagtem Stab belegt, also weiter nach Muttrin. Dort kamen die Leute in der Brennerei, wir im Herrnhaus-Wohnzimmer unter. Wieder dieselbe Entwicklung wie schon so oft. Wie wir ankamen gab man nur unwillig einen Teil des Herrn Haus es, auch nicht alle Wirtschaftsgebäude für die Trecks frei. Nach wenigen Stunden waren die Verhältnisse die Stärkeren, der Betrieb, das Haus dem Besitzer entgliitten, jeder kroch rein wo Platz war und holte sich, was er brauchte. Gegen Abend erschien hier auch Kautz nebst Frau und jüngerer Tochter und kleinem Sohn und übernachtete mit uns in besagtem Herrnzimmer. Ich sprach hier noch Herrn v. Zitzewitz-Gr.-Gansen, Frau v. Z. Muttrin, nebst Töchtern. Die alte Frau v. Puttkamer-Steinau kam auch noch an, auch in das Herrnzimmer. Kautz war übrigens in grosser Feuerwehruniform im Auto mit Gepäckanhänger. Ich entschloss mich nun am nächsten Tag nach Jeseritz weiterzuziehen. Ich sagte mir, dass ich da mit der Nähe von Stolp, der Nähe von Stolpmünde und der Nähe des Flughafens vielleicht am ersten Gelegenheit hätte aus dem Kessel zu kommen, wollte auch in der vagen Hoffnung, dass der Kessel wenigstens zwischen Köslin und See nochmal gerübergend geöffnet würde, nicht zu weit nordöstlich sein, um eventuel samt Treck noch mit durchzuschauen. Leider erwiesen sich all diese Spekulationen als falsch. In Jeseritz, dass wir nach einem sehr anstrengenden Gewaltmarsch von 34 km, teils Feldwege, erreichten, traf ich einen völlig rat- und hilflosen Herrn Heut, einen sprigen Baron, alles überfüllt, doch immerhin Unterbringungsmöglichkeiten. Die Duxen, die beiden Gretes, Fräulein Linhard, Herchel und Dubberkes bekamen das bis dahin noch unbelegt gewesene Wohnzimmer des Baron. Die Baronin mit den Kindern war schon weg. Es dauerte lang bis alles untergebracht war, denn Heut war völlig hilflos und erfasste in keiner Weise die Situation, die allerdings in ihrer Schwere auch uns noch nicht klar war. Wir legten also vorerst einen Rasttag ein. Bei Heut konnte ich das letzte mal den Wehrachtsbericht am Radio hören, am 7. III. Der sprach von Kämpfen in Westpreussen bei Heiderode und Einbrüchen, aber nicht von Köslin und wo der Russe tatsächlich war. Die Nachrichten aus dem Westen waren fast noch katastrophaler, als aus dem Osten. Am Abend im Radio eine Ansprache von Guderian, es würde sich bald alles wenden u. binnen kurzem die verlorenen Ostprovinzen zurückerobert etc.

Woher die Leute angesichts dieser Katastrophe den Nerv nehmen so etwas von sich zu geben, möchte ich auch mal wissen. Wenns von der Partei gekommen wäre, na ja, aber dass ein General wie G. sich dazu noch hergibt! Jedenfalls hören wir, dass die Russen 10 km vor Stolp sind und das genügt uns zum 8. früh zum Aufbruch zu blasen, nun Richtung Lauenburg. Jeseritz selbst hatte noch nicht mal die Treckwagen fertig gemacht. Der Bürgermeister redete von Zuteilungen an die Flüchtlinge, Vollmilch nur an Kinder kurz, ich habe noch nirgends einen Betrieb bis kurz vor dem eignen Ausmarsch Frieden spielen sehen wie dort. Keus waren wir auf der Hauptchaussee als die Katastrophe immer deutlichere Formen annahm. Die Chausseen überall verstopft, den Treck zusammenzuhalten fast unmöglich. Die Ochsen hatten sich übrigens zufällig beim Durchmarsch durch Vessin vor Jeseritz wieder angefundnen. Nun schleppten wir sie wieder mit. Unterwegs trafen wir allerhand Bekannte. Herr Dr. Beyerlein, Frau Gürke, Frau Schillmöller-Berkotzen, Herr Krüger-Br. Silkow mit Herrn Becker-Bertin auf einem Kutschwagen, Herr Neumann-Gumenz nebst Frau zu Fuss, Herr Siemann-Plassenberg. Man drückte sich schnell im Vorbeihasten die Hand, ein hoffnungsloses "Gott befohlen" und weiter, immer weiter. Auf Wiedersehen wagt schon kein Mensch mehr zu sagen. Frau Voll-Rbg. bat mich von einem offenen Wehrmachtsfuhrwerk herab, sie mit den Kindern mitzunehmen, da sie ihr sonst erfrieren. Ich musste ablehnen, hatte selbst alles voll. Die Pferde lagen bei der Glätte mehr auf den Knien, als das sie standen, -schrecklich. Gedränge, Geschiebe, Kinderweinen, wüstes Geschimpfe, sich rücksichtslos nach hinten behntretende Wehrmacht dazwischen, alle Waffengattungen durcheinander, zu Fuss, per Rad, Autos, Pferdokolonnen...katastrophal. Dummer bekam sein Rad vor den Augen von einem jungen S.S. Mann weggenommen, drauf, weg war er. Es ist ja auch wichtiger, scheinbar, dass die Wehrmacht heil raus kommt, als Frauen und Kinder!! So ging weiter bis Grossendorf, wo ich übernachten lassen wollte. Dank meiner Kenntnis der Landberatungsbetriebe waren wir bis er noch immer ganz ordentlich untergekommen, wenigstens nicht ohne Quartier geblieben. Jetzt wurde aber das Gebränge so gross, dass mit Vorschicken von Quartiermachern nichts mehr zu machen war, denn die Betriebleiter hatten ihre Betriebe nicht mehr in der Hand. Unterwegs hatten wir erfahren, dass Stolp um 10 vormittag gefallen war, d.h. aufgegeben. Ganze 10 Gewehrschüsse sollen dabei gefallen sein. Herr Godehard, Stolper Volkssturmann überholte uns das Jagdgewehr auf dem Buckel hinter Jeseritz. Die Volksturmmänner waren überall auf den Chausseen zu finden, mit und ohne Waffen, Fluchtrichtung die gleiche wie Wehrmacht, SS und wir, die wir nunmehr von der Wehrmacht als angenehme Rückendeckung benutzt wurden. In Grossendorf wurde uns gesagt, dass die Leba-Brücken nachts um 2 gesprengt werden sollten. Also weiter. Erst wollten wir nach Dargeröse. Das Quartierkommando, Dubberke und Herr Witt brachte die Nachricht, dass Herr Groth beim Militär sei und nach D. der Weg bergig und schlecht. Also ging weiter gradesus über Zezenow, vorbei an der Versuchestation Hammerstein, erst mal über die Leba. Einige Stunden Rest in der Nacht auf den Wagen, resp. im Auto war alles, was wir uns erlauben konnten. Weiter, immer weiter, Ich schickte das Vorkommando nun nach Lantow mit einem Brief an Meyer. Dort langten wir am 9. nachts um 2 an und blieben bis Morgengrauen auf den Wagen und in den Ställen. 3 Wagen standen noch auf der Hauptchaussee weil sie sich verfahren hatten. Von den Wldowern war nun bloß noch Frau Golz und Frau Max Nimz bei uns. Bis Jeseritz waren noch Vanderee, Geletneki, Bengs, Robert Mischke bei uns gewesen. Bei Morgengrauen zogen wir in Lantow ins Haus ein, wo von wegziehenden Flüchtlingen Platz gemacht wurde. Meyer war sehr freundlich und nahm uns gleich in das ihm noch verbliebene Privatzimmer. Frau u. Kinder waren einige Tage vorher mit einem Torpedojäger von Leba abgeföhren. H. wollte noch nach Beberow zu seinen Eltern fahren um dort nach dem Nechten zu sehen. An grosse Nähe der Russen dachte noch niemand und ich wollte bis mittag Pause machen. Von Meyer verabschiedete ich mich sicherheitsheiler. Hier in Lantow tauchte auf einmal Friede mit ihren Schwestern auf. Sie hatten nichts mehr, als sie auf dem Leibe hatten. Ihre Mutter mit dem Treck und wie sie sagte auch die Waldower Bauern waren vor der Sprengung nicht mehr über die Leba-Brücken gekommen und den Russen in die Hände gefallen. Da mir nun die Sache brenzlich wurde, verfügte ich Umpacken unseres Gepäcks und Zurechtmachen von kleinem Sturmgepäck.

## Dammen

- 7 bei Neuhammerstein

In ~~Kamern~~ und an den Leba-Brückenstationen wir den Übergang 2 Stunden vor der Sprengung geschafft. Ob sich die Wehrmacht nicht wenigstens zur Verteidigung des Leba-Lagers entschliesst? Nein, sie hat sich scheinbar entschlossen sich überhaupt nicht mehr zu entschliessen. Wir sind gerade beim Unpacken, da kommt Staschke und sagt, ob ich wüsst, dass in einer Viertelstunde die Russen hier wären. Also alles hineingepfeffert in die Koffer und sofortiges Anspannen befohlen. Nun stehen aber noch 3 Wagen auf der Hauptchaussee. Lubberke bekommt Auftrag zum Anspannen mit hinzugehen: Die anderen Gespanne lasse ich hinter das Gut in eine Waldschlucht in Deckung fahren und dort warten. Mit Dummer und Frl. Linhard gehe ich auf die Höhe neben dem Gut um nach den restlichen Gespannen zu sehen. Die russischen Panzer sollen angeblich am Dorfeingang von Lentow stehen. Man hört schiessen, aber zu sehen ist nichts. Darauf gehen wir nochmal nach Lentow hinein bis an die Hauptchaussee nach Neustadt. Von Russen nichts zu sehen. In der Schlucht habe ich, um den Wagen zu erleichtern, die Kiste mit Weckgläsern abladen lassen und die Gläser an die Leute verteilt. Inzwischen kommen hintenherum auch unsere 3 fehlenden Wagen her: Wir entschliessen uns weiterzufahren und zwar nach Kersin; das Nachbargut von Lentow, und halten dort am Gutshof. Herr v. Koss, der Besitzer rät mir Richtung Neustadt weiterzufahren und ich will schon abfahren lassen, da er heisst es erneut, unten auf der Hauptchaussee fahren die Russen. Ich mache mit Fräulein Linhard u. Lubberke Spähtrupp nach einem kleinen Wäldchen neben der Hauptchaussee und sehen wir aus unserem überhöhten Versteck auf ca 10 Schritt auch Pferdewagen mit Russen vorbeifahren. Dann kamen Frauen mit Kindern, die wir nach Russen fragten. Sie behaupteten, das seien Wlassowtruppen, die mit uns kämpften. Wir wollten nun zurück nach dem Dorf. Als wir ein Stück des Weges zurückgegangen waren, kam uns in wilder Fahrt ein Leiterwagen mit Russen auf dem Feldweg entgegen. Wir wollten nun schnell zurück in das Wäldchen. Eine hohe Schneewehe verperrte uns den Weg. Hin durch, es geht nicht, der Wagen kommt näher, wir werfen uns in den Schnee. Ein Russe auf dem Wagen schiesst nach uns ohne anzulegen aus der Armbeuge. Frl. L. geht die Kugel knapp am Kopf vorbei in den Schnee. Wir laufen nun, nachdem der Wagen ausser Sicht ist, wieder weiter zum Dorf. Wie wir xxxxx ein Stück weiter sind kommt ein deutscher Spähtrupp an uns vorbei und fragt uns ob der Iwan schon durch sei. Auf der Strasse unten sehen wir auch noch 2 deutsche Soldaten in Sprüngen von Baum zu Baum zurückgehen. Gewehrschüsse peitschen ihnen nach. Als wir wieder zu unseren Leuten kommen, sehen wir, dass von unserem Leiterwagen alles heruntergeworfen ist. Die Russen hatten, als sie das angehängte Auto sehen, erst dieses ausräumen lassen, dann unseren Leiterwagen ausräumen lassen und waren dann mit dem Hengst und Vielkes Fuchs ~~X~~ mit unserem Wagen abgebraust. Während unserer Abwesenheit hatten die herumstehenden Polen und Ukrainer, nicht zu wenigst über unsere eignen Leute, die glaubten ich sei mit Frl. L. geflohen, an die Plünderung unserer Sachen gemacht. Von meinen und Frl. L. Sachen war nur wenig noch da. Mein stolzer Zigarettenvorrat von ca 1500 Stk. weg, weg Bohnenkaffee und Tee und amerik. Konserven, weg aber auch Stiefel und ein Teil der Kleider, sowie ein Teil der Würste. Es stellte sich erst in den nächsten Tagen so nach und nach heraus, wie schweinisch sich unsere Leute dabei benommen hatten. Allem vora natürlich beim Klauen Familie Vielke, nicht faul auch Bauschkes, aber schnell alles zurücksteckend als sie uns wiederkommen sehen. Ich sprach mit Herrn v. Koss und bekam einen Gummiwagen, worauf ich unsere Sachen laden liess. Nicht lange darauf erschienen die Russen erneut am Auto und plünderten es vollends aus. Wir gingen ins Herrenhaus und baten dort übernachten zu dürfen, was uns auch gestattet wurde. Frl. L. u. ich bekamen ein extra Zimmer angeboten, zogen es aber vor uns in einem grösseren Zimmer unter die Leute zu mischen. Gegen Abend kamen 2 Russen und forderten uns mit vorgehaltenem Revolver die Uhren ab. Frl. L. Herr Witt u. ich hatten unsere schon weggesteckt und sagten, die seien uns schon abgenommen worden. Die Ukrainer, die bei unserem Treck waren, musste den Russen dolmetschen. Gegen Morgen kamen wieder Russen in unseren Raum sehen sich suchend um und fragten mich, ob ich der Besitzer des Autos sei. Ich solle mich anziehen und ins Nebenzimmer kommen. Ich nahm an, dass nun meine Stunde gekommen sei. Frl. L. kam unaufgefordert gleich mit.

## 18.IV.

Der Ukrainer von Frau Soliz, der sich übrigens sehr anständig benahm, machte den Polmetzsch und beruhigte uns immer wieder indem er sagte, "keine Angst, nicht totschiessen". Ich wurde gefragt ob wir das Auto hätten, ob ich Pistole hätte, ob ich Soldat, Offizier sei. Nun ich konnte alles verneinen. Keine Pistole war schon verschwunden. Lediglich kein Jagdresser hatte ich bei mir. Das gab ich ihnen. Es war ein Chargierter und ein Mann. Alles ging mit der offenen Pistole auf uns gerichtet vor sich. Schließlich hatten sie genug gefragt und liesssen uns ins Zimmer zurückgehen. Wir mussten vorausgehen und hatten beide das Gefühl, dass jetzt jede Sekunde der Schuss von hinten kommt. Nun, es ging gut. Wir sollten nun weiter schlafen, woran danach natürlich nicht zu denken war. Es ist uns erst später richtig aufgegangen, welches ungeheures Glück wir bei der ersten Zusammentreffen mit den Russen gehabt haben. Wären wir beim Auto gewesen, als die ersten Russen kamen, hätten sie uns bestimmt umgelegt. Ich hatte ich auch noch keine Pistole um, die sie bei solchen Gelegenheiten als Besitzer auszubücheln pflegen. Dann haben unsere Ukrainer wohl auch gut über mich ausgesagt. Es wurden von den Russen immer die Polen u. Ukrainer gefragt, ob der Herr gut sei. Wurde dies von denen verneint, so wurde der Herr umgelegt. Wir erführen nun, dass sich in Hause in der Nacht ein entsetzliches Drama abgespielt hatte. Frau v. Koss hatte sich nebst ihren 3 Töchtern von 18, 12 und 5 Jahren vergiftet, Herr v. Koss hatte sich erschossen. Ausser 2 Söhnen, die im Felde waren, war die ganze Familie vernichtet. Eine ältere Kinderschweester im Tracht irrte ganz verstört im Hause umher, während für die Ukrainer und Polen, auch gefangenen Franzosen der Ausfall der Familie des Sigasl zur Plünderung war. Im Handumdrehen waren sämtliche Schränke durchgewühlt, alles durcheinander gekehrt. Wir wollten nun abfahren und fragten die Russen um Erlaubnis. Sie verlangten, dass unsere Mädchen zuerst das Haus sauber machen, da es wohl ein Stab einziehen wollte. Es half also nichts. Frä. Linkard voran machte sich alles als Saubermachen, während unser Ukrainer Andree die Aufsicht übernahm und nicht gut genug gemacht bekommen konnte. Die Ukrainer bekamen von den Russen 2 unserer Pferde und einen Wagen zugeteilt und sollten allein losfahren. Nun war ich in 2 Tagen 2 Wagen und 4 Pferde los. Frä. L. bettelte den Russen nun doch noch 2 Pferde aus dem Gutsbestand ab, sodass wir den Gutsiwagen, den ich tegszuvor bekommen hatte, bespannen konnten. Gegen 3 Uhr war den Russen endlich auch das Haus sauber genug und wir konnten abfahren. Keine Bitte um einen Ausweis zur Heimfahrt schlug der Offizier ab. Also los, erst mal, nichts wie los, bevor erst mehr Russen kommen. Wir zogen einen Feldweg lang auf einen Wald zu um erst mal in Deckung zu sein. Auto und Kutschwagen liessen wir stehen. Von den Hunden hatten wir nur noch Ingo bei uns. Waldi war in Neu-Born verloren gegangen, als er neben dem Treck herlief. Den Spitz hatten die Damen in Jaseritz einer Einheit mitgegeben. - Nun, wir zogen nun im Walde lang, den kein Ende nehmen wollte. Unsere guten Karten nebst Contistlas waren weg. Ich entschloss mich im Walde auf den Wagen übernachten zu lassen. Auf unseren Gutsiwagen bauten wir erst mal ein Verdeck. Dann kroch alles so gut es ging dicht bei dicht auf den Wagen zusammen, Frä. u. ich jeder in einem Fussesack, darüber die Pelzdecke. Natürlich gingen auch hier nicht ohne vorherige wüste Streitereien zwischen den Leuten ab. Dies war also der 11. III., der zweite Tag unter Russenherrschaft. Nun wars passiert, was wir so fest geglaubt hatten vermeiden zu können. Nun waren wir von den Russen vereinnahmt und an ein Herauskommen garnicht zu denken. Frä. L. überlegten hin u. her, was tun. Wir erwogen auch den Gedanken uns ohne Gepäck zu den Deutschen durchzuschleichen, geben diesen Plan jedoch auf im Hinblick auf die Schnelligkeit des russischen Vorrarsches. Am 1. waren wir aus Waldow weggefahren, am 2. war schon ein russischer Spähtrupp in Waldow, am 5. nahen die Russen Waldow, am 7. Scharnitz, am 8. hatten sie Stolp und am 10. hatten sie uns, die wir immerhin von Stolp mindestens 60 km durch unseren Gewaltmarsch weggekommen waren. Die russischen Panzer führen ja nun einfach durch die Gegend. Kein Mensch wehrte es ihnen. Dass Riegelstellungen, Panzersperren etc. nur Zweck haben, wenn sie auch zur Verteidigung besetzt werden, schien bei der Wehrmacht in Vergessenheit geraten zu sein. Bei dieser "Hette sich wer kann"-Flucht der Wehrmacht wäre für uns ein Hinterherlaufen sinnlos gewesen. Es bleibt also nichts als Richtung Waldow zu nehmen und auf seinen Schutzengel zu vertrauen.

Am morgen des 12. gings nun wieder weiter, vorerst ohne Orientierung, da wir nicht wussten, wo wir aus der Walde heraus hinkamen. Schliesslich kamen wir doch auf eine wenig befahrene Chaussee. Nach unseren Erkundigungen konnten wir eine kürzere Fahrt auf der Hauptchaussee Zelasen-Leuenburg nicht vermeiden. Noch bevor wir auf die Hauptchaussee kamen sties überraschend Klin zu uns. Sein Kut war nun schon erheblich gesunken. Weinend erzählte er uns, dass Andree und Wassily von den Russen behalten worden seien. Weiter gings, allerdings mit Stottern, denn Steschke, der den Milch-Gummiwagen fuhr, hatte kurz hintereinander 3 Reifenpannen und fuhr nun nach Abnahme der Reifen auf den glatten Felgen. Nun kamen wir auf die Hauptchaussee (in Zukunft nenne ich diese Chaussee Rollbahn). Wir fuhren schon ängstlich ganz scharf rechts ran. Ich war mit den Deutschen und Fr. L. oben auf dem Gummiwagen. Unaufhörlich kamen russische Fahrzeuge aller Art vorbei. Auf einmal kam ein Kettenfahrzeug, danach ein Panzer, kurz danach ein wahnsinniger Kriecher an unseren Wagen. Bouschke flog im Bogen vor Bock. Ein Panzer war uns hinten reingefahren, natürlich mit Absicht. Ich gasste so schnell ich konnte vors raus und runter, Fr. L. seitlich hinterher. Der Panzer fuhr etwas rückwärts und wir glaubten schon, dass er zum nächsten Stoss busholt, da fuhr er gottlob weiter. Einer der begleitenden Russen hielt es noch für nötig sich zu entschuldigen, sein Kamerad führe sonst Trecks nicht an, aber er wäre betrunken etc. Jedenfalls war ein grösseres Unglück, nämlich dass wir alle unter den urgestürzten Gummiwagen zu liegen kamen, nur dadurch verhindert worden, dass zwischen Chaussee und der steil sich absenkenden Böschung ein grosser Steinhaufen lag, der unseren Gummiwagen auffing und vor dem Sturz in den tiefen Graben bewahrte. Ingo war weg. Er war vor Schreck auf Nimmerwiedersehen aus dem Wagen gessust und blieb verschwunden. Offenlich hat er sich nicht irgendwo an seiner Leine, die er noch umhakt verhaft und ist eines elenden Todes gestorben. Wir versuchten noch ihn heranzupfeifen, doch blieb er in Walde verschwunden und zum Suchen war keine Zeit, denn jede unnütze Minute auf der Rollbahn bedeutete sich unnütz der Gefahr aussetzen irgendwie mit den Russen zu kollidieren. Der Gummiwagen selbst war relativ wenig verletzt, nur die Bremsen verbogen und unbrauchbar und das Verdeck völlig verrutscht u. zerbrochen. Dies zu reparieren war später Zeit, jetzt nur weiter, weiter, runter von der Rollbahn. Nun hinderte uns wieder Steschkes Wagen an Vorwärtsgang, denn er war durch das Fehlen der Gummibereifung so schwerzünftig geworden, dass es die Pferde nicht mehr schafften. Ich liess mich entschliessen den Wagen im Stich zu lassen. Also alles rechts rauspacken. Steschkes, Frau Reddes und Frau Gasts Sachen mussten auf anderen Wagen verteilt werden. Jetzt kam zu Tage, was die Leute für einen Plunder mit sich herumschleppten, besonders Frau Gast, bei der ausser tausend kleinen Lumpen und einer alten zerlumpten Hose, die Bill in der Brennerei angehaht hatte, ein ganzes Pack bunte Hitlerpostkarten zu Tage und dies nachdem ich schon im Walde die Leute gebeten hatte, solche Sachen, wie auch Soldatenfotos wegzuerwerfen. Mein eigener Wehrpass war auch schon in Versin in den Ofen gewandert. Nun, ein Teil des Plunders musste eben zurückgelassen werden, der Rest wurde verteilt und die freigewordenen Pferde als Vorspann vor den Gummiwagen gespannt. Endlich wars wieder so weit, dass wir weiterfahren konnten. Ich gab an, den ersten einigermaßen möglichen Weg von der Rollbahn runter zu fahren. Dies glückte nun auch und alles stazte auf. Im nächsten Ort wollten wir übernachten. Ein russischer Posten verwies uns jedoch weiter. Angeblich sollte der nächste Ort 2 km weiter sein. Wir fuhren nun einen immer schlechter werdenden Feldweg. Es wurde immer dunkler, von Ortschaft keine Spur, der Weg jedoch immer grundloser. Dauernd musste gegenseitig vorgelegt werden. Dabei setzte nun ein nasser Schneeklatsch ein. Die Leute schimpften, die Kutscher fluchten, die Kinder schrien und keine Ortschaft zu sehen. Frau Lubberke, die immer sehr beherzt war, war am Ende vorausgegangen und meldete, der Weg wurde immer grundloser und von Ortschaft sei nichts zu sehen obwohl ich nicht allzuweites Hundebellen hörte. Nun, da ich auch nicht riskieren wollte in stockfinsterner Nacht in ein von Russen besetztes Dorf zu kommen, blieb nichts anderes, als auf diesem trastigen Feldweg zu übernachten, kalt u. durchnässt, wie wir

waren. Die Mädchen breiteten sich ein paar Teppiche über den Schneewatsch am Wegrand, wir krochen auf die Wagen, so gut es ging, denn nach dem Umladen hätte jeder kaum mehr Platz für Menschen. Es war eine fürchterliche Nacht. Die Kinder schrien ohne Pause. Völlig verklemt gingen nach Hellwerden wieder los. Nun stellte sich heraus, dass wir bis zu dem Dorf Tuentzien garnicht mehr weit hatten. Da zogen wir nun ein und beschlossen da erst mal zu bleiben und uns zu erholen. Die meisten Leute kamen in der Schule unter, wir, Bauschkes, und die Damen in einem Haus, wo die Besitzerin zu anderen hingezogen war. Russen waren nicht im Dorf, dafür der Rest eines K-Z-Lagers, d. h. die Kranken davon, die nicht abtransportiert werden konnten. Diese waren von den Russen bewaffnet worden und das Dorf musste nun machen, was sie wollten, vor allem sie verpflegen. Es dauerte auch nicht lang, da erschienen bei uns 2 solche Sträflinge und befahlen für 12 Mar 20 Ltr. Suppe nach dem Lager. Diesem Befehl wurde auf Anraten der Dorfbewohner stattgegeben. Die Sträflinge sahen jämmerlich aus. Was uns die Dorfbewohner von der menschenunwürdigen Behandlung erzählten, die diesen Sträflingen von der SS zuteil geworden war, war zu bewundern, wie friedlich sie der Bevölkerung gegenüber waren, wenn sie ihre Wünsche erfüllt bekamen. Am Abend begannen sie allerdings unsere Wagen zu revidieren, liessen sich aber durch gutes Zureden auch ohne nennenswerten Schaden zu machen, entfernen. Immerhin war die Anwesenheit der Sträflinge keine sehr angenehme Sache. Sonst lebten wir in dem Dorf recht ruhig. Die Bewohner waren garnicht mehr zum Trecken gekommen, nur in den Wald gegangen. Wir beschlossen 2 Tage dazubleiben. Die Leute, auch wir, mussten auch backen, denn das Brot war zu Ende. Seit Lentow hatten wir ja auch die 5 Gersonde-Mädels bei uns. Da uns Bauschke schon Brot abgegeben hat, bekamen nur wir mit für ihn. Sein Benehmen fängt an komisch zu werden. Heute machte er die schöne Bemerkung, für Moeller und Dubberke, die Genossen müssten sie den Kopf halten, weil er mal nachsehen sollte, ob die Sträflinge wieder an den Wagen waren. Grete's Benehmen lässt ausserordentlich zu wünschen übrig. Erstens wird sie in ihren Ausdrücken und ihrer Redeweise immer ordinärer und zweitens drückt sie sich vor jeder Arbeit, nur beim Essen, da ist sie dann gleich bei uns. Man kann überhaupt Studien machen bei den Leuten. Diese Belegschaft ist wirklich nicht wert, dass wir für sie ausgehalten haben und den Kopf halten. Wenn ich sie vorher so gekannt hätte, wäre ich mit Schmeling das 2. Mal mitgefahren mit FrL.L. und sässe jetzt nicht bei Russens. Dauerr Zank und Streit zwischen den Leuten, nie zufrieden mit den Anordnungen obwohl kein Treck bisher so verlustlos durchgekommen ist, wie wir. Am zweiten Tag in Tuentzien kamen Russen durch und nahmen uns die Anne liessen uns dafür aber eine gute 5jährige Kaltblutstute da. Sie brauten wohl ein Reitpferd. Es gehen Gerüchte, Hitler sei abgedankt, die Amerikaner wären in Gossah gelandet und gingen gegen die Russen vor. Richtige Nachrichten sind nicht zu erfahren, aber so kanns ja schliesslich auch nicht weitergehn. Am 2. Tag ist den Leuten die Geschichte mit den Sträflingen über und sie drängen auf Weiterfahrt. Also gehts am 15. früh wieder los. Die nächste Station ist Grampe. Hier werden wir vom örtlichen Kommandant in ein verlassenes Restgut verwies. Es stellte sich bald heraus, dass wir bezüglich K-Z-Sträflingen von Regen in die Traufe gekommen waren. Auch hier war ein Lager. Ein Pole, der vorher hier im Dorf gearbeitet hatte, war von den Russen als Kommandant eingesetzt worden. Er rannte mit einem Seitengewehr bewaffnet den ganzen Tag sehr geschäftig rum und war eigentlich ganz ungenügend, jedenfalls gutwilliger als sein Vorgesetzter, ebenfalls ein Zivilpole, der nachdem er unsere Wagen inspiziert und erheblich erleichtert hatte, immer mit unserem Schlechtemesser als Waffe herumlief. Hier wurden wir unsere Milchkanne mit Schmalz, unser Honig, einen Teil unseres Weiesbrots, unser Mehl, die Kenne mit Salz u. Zwiebeln, die letzten Flaschen Himbeersaft, einige Weckgläser und diverse Würste los, ausserdem den Klopphengst, wofür wir ein anderes weniger gut Pferd bekamen. Am zweiten Tag wollten wir losfahren, durften aber nicht. Die Mädchen wurden in das K-Z-Lager befohlen um dort sauber zu machen. Von uns gingen Gretchen, Grete, die 3 Gersondes ausser Friede u. Anna Traute Staschke u. Erna Radde mit. Da die Mädchen erst gefragt worden waren, ob sie gesund sind, nahmen wir an, sie sollten dort alle gebräuch-

x Gottenhafen

## 21. IV.

werden. Unsere Befürchtungen schienen sich um so mehr zu bewahrheiten, da es Abend und Nacht wurde und die Mädchen nicht zurück kamen. In dieser Nacht hat fast keiner von uns ein Auge zugetan, endlich am Morgen kamen die Mädchen zurück. Man hatte ihnen auch nichts zuleide getan, sie hatten nur das Lager sauber machen müssen und die Kranken pflegen müssen, die teilweise so schwach waren, daß sie sich nicht allein bewegen konnten. Die Mädels waren auch mit Hilfe der von uns geklauten Nahrungsmittel gut gepflegt worden. Immerhin war unser Bedarf an Aufenthalt an diesem schönen Ort völlig gedeckt und wir rüsteten schleunigst zum Aufbruch. Jetzt ging der Weg über Groß-Jannowitz - Wobensin - Rettkewitz nach Vitrose, wo wir über die gesprengte Lebebrücke fuhren. Weiter ging's nach Langeböse, von dort auf die gefürchtete Rollbahn Leubenburg - Stolp. Diese Rollbahn fuhren wir nun in einem Eiltempo lang, dauernd in Gefahr, von Russen angepöbeln zu werden. Der russische Autoverkehr auf der Hauptchaussee war außerordentlich stark. An den Straßenrändern sah man, daß hier gekämpft worden war. Ein toter Zivilist lag noch im Graben, abgeschossene Fahrzeuge und Pferde säumten den Wegrand. Wir fuhren, was die Pferde laufen konnten und waren selbst dauernd außer ~~Atm~~ Atem. Wir sahen am Straßenrand ein deutsches Auto stehen, in dem ein Russe herumsuchte. Der Russe musterte sehr interessiert unseren Zug und nach kurzem kam Frau Neitzel zu mir gelaufen und meldete mir, daß ihre 12-jährige Elfriede von dem Russen ins Auto geschleppt worden sei. Ich möchte doch anhalten lassen. Da ich keine Möglichkeit sah, dem Kind zu helfen und hier auf der Rollbahn durch anhalten den Treck in größte Gefahr gebracht hätte, mußte ich ihr dies abschlagen. Nach 10 Minuten kam Elfriede uns nachgelaufen, der Russe hatte sie vergewaltigt und dann laufen lassen. Immer weiter ging es auf der Rollbahn in schnellstmöglichem Tempo bis nach ca. 9 km der Spitzenwagen (Staschke) anhielt. Staschke und sein Kurt waren von den Russen in ein Bahnwärterhäuschen gebracht worden. Wie sich nachher herausstellte, wurden sie lediglich auf Waffen untersucht und ihnen Zigaretten und Tabak abgenommen, auch Fritz Bauschke wurde in dieses Bahnwärterhaus geschleppt. Unser Bedarf an Rollbahnfahren war nun restlos gedeckt, außerdem waren wir völlig außer Atem. Ich ließ den nächsten Feldweg von der Chaussee links abfahren und im Walde halten, bis auch Fritz wieder von den Russen da war. Dieser Feldweg führte nach Groß-Ruhnow. Eigentlich wollten wir von da weiter nach Verzin. Da wir aus dieser Richtung jedoch Maschinengewehr- und Gewehrfeuer hörten und die Dämmerung hereinbrach, schwenkten wir rechts seitlich ab und fuhren auf einige auf der Höhe liegende neu gebaute Siedlungshäuser zu. Diese stellten sich als eine noch unfertige Siedlung von Groß-Ruhnow heraus. Immerhin hatten wir ein Dach über dem Kopf, wenn auch in den Siedlungshäusern noch keine Türen drin waren, Stroh lag auch am Boden, so daß wir, müde und kaputt wie wir waren, froh waren, uns erst einmal hinlegen zu können. Menschen waren sonst auf der Siedlung nicht zu sehen, wohl aber irrten herrenlose Pferde herum. Am nächsten Morgen organisierten wir uns einen dort leerstehenden Kastenwagen, den wir als Ersatz für Staschke's Gummiwagen recht gut gebrauchen konnten und fingen uns zwei Pferde ein, ein Geschirr lag da auch noch herum. Ich wollte nun nach Karwen fahren, in der schwachen Hoffnung, dort etwa von Werner oder Herbert zu hören. Wir fuhren also über Zechlin Richtung Mickrow und bogen vor Mickrow rechts ab nach Alt-Vergow und von dort nach Karwen. In Karwen mußte ich zu meiner größten Betrübnis erfahren, daß Werner von den Russen erschossen worden war. Wie mir die Leute sagten, ist er mit Frl. von Zitzewitz, Bornzin, die Alt-Jugelow leitete, im Auto geflüchtet. Als die Russen ihn schnappten, soll er die Frage nach Waffen verneint haben. Mit einem in seinem Rucksack gefundenen Revolver sollen sie ihn dann erschossen und Frl. von Zitzewitz am Arm verwundet haben, weiteres war nicht zu erfahren. Der Neu-Schwessiner und Kornburger Treck soll einen Tag vor ihm Karwen verlassen haben. Über Herbert's Verbleib ist bisher noch nichts zu erfahren gewesen. Gretchen besuchte in Karwen noch Verwandte, ins Gutshaus zu gehen, habe ich mir verkniffen, da dort ein russischer Kommandant wohnte, mit dem wir vorher gesprochen hatten. Da Gerüchte laut wurden, daß in Karwen die Männer vom Treck

weggenommen werden sollten, zogen wir weiter nach der Niemietzker-Mühle. Dort lag zwar das Haus auch schon voll mit Flüchtlingen, doch konnten wir unsere Pferde unterstellen und auf dem Heuboden ganz schön warm übernachten. Da wir fürchteten, daß die Russen von Kerwen aus sich bald an uns heran nähern würden, und außerdem die auf der Mühle liegenden Ostpreußen keinen sehr vertrauenerweckenden Eindruck machten, zogen wir am nächsten Morgen gleich weiter nach Alt-Jugelow, wo Staschke seine Eltern und seinen Bruder wohnen hat. Auf dem Gutshof bei Modrow sah's toll aus. Die neue Scheune und der Maschinenschuppen bis auf die Grundmauern abgebrannt, das Haus war wohl das Tollste, was ich bisher gesehen hatte, kaum ein Möbelstück mehr ganz, der Boden bedeckt von Scherben, Papierfetzen, Stoffresten und aus den Schubläden geworfenem Gerümpel, die Möbel teils angehackt, umgeworfen und auseinandergerissen. Mir kamen die Tränen in die Augen, wie ich dies Bild der Verwüstung an einem Ort sah, wo ich so manche nette Stunde verlebt hatte. Wir nisteten uns nun in einem leerstehenden Arbeiterhaus ein, die Leute verteilten sich auf die Leutehäuser und auf die Schule. Es war zwar auch eine russische Besatzung von 3 Mann im Dorf, doch schienen die gutmütig zu sein. Die Leute wollten noch backen, folgedessen beschlossen wir, hier erst einmal Pause zu machen. Wir kamen, nachdem wir ja nun auch kein Mehl mehr hatten, mit dem Brot langsam in Nöte, insbesondere, da nach dem letzten Backen Bauschke's Familie mit Gebrüll über unser Weißbrot hergemacht hatte und uns das alte Schwarzbrot zum Essen überließ. Ich übte nun entsprechenden Druck aus, daß er uns nun auch Mehl zum Backen zur Verfügung stellte. Nachdem wir uns von den herumlaufenden Hühnern 3 gegriffen hatten und von Dubberke noch etwas Reis bekommen hatten, gab es ein Göttermahl. Zwischen den Leuten natürlich ewige Streitereien, Lotte Radde hatte sich unterwegs die Füße erfroren und konnte nun nicht mehr weiter. Die ihr von Frä. Linhar empfohlenen Wechselbäder wurden natürlich auch nicht gemacht. Ein Teil der Leute drängte auf Weiterfahrt, während Staschke gern dableiben wollte, insbesondere, da die Wohnung seines Bruders dadurch freigeworden war, daß sich die gesamte Familie nebst Kindern im Walde aufgehängt hatte. Das war ja nun bestimmt unnötig, wieder mal Opfer unserer übertriebenen Propaganda. Am nächsten Morgen, am 21.3., wurde also wieder aufgebrochen, Staschke war nur durch energischstes zureden zu bewegen mitzukommen. Am Dorfeingang von Alt-Jugelow standen russische Posten und hielten unseren Treck mit einem Warnungsschuß an. Zuerst behaupteten sie, wir müßten eine schriftliche Fehrterlaubnis vom Kommandanten haben, der 20 km entfernt wohnte, schließlich spannten sie uns ein Pferd aus, diesmal den Herrmann, und ließen uns ziehen. Dadurch, daß wir uns in Groß-Buhnow-Siedlung um 2 Pferde organisiert hatten, hatten wir nun doch noch 12. Weiter ging's Richtung Gaffert. In Gaffert erfuhr ich von einem Siedler, daß Herr Müller bei Leubenburg in Maschinengewehrfeuer gekommen sei, seine Frau wäre bestimmt tot, er tot oder verwundet. Verbleiben unbekannt. Ich ließ weiterziehen über Budow, wo die Leute auch schon zurück waren, von der Familie von Herrn von Zitzewitz jedoch nichts zu erfahren war, nach Nippoglense. Wir mußten hier am Budower Bahnhof die Rollbahn nur kreuzen und fuhren im übrigen Nebenchausseen. Dieses Kreuzen ging gut ab, obwohl in Budow auch Russen waren. In Nippoglense war ganz dicke Luft. Hier lag das ganze Dorf voll bewaffneter Polen, die, wie sie uns sehen gleich meinten, wir hätten so schöne Pferde, die sich zum Tauschen eigneten. Ich konnte in einem Arbeiterhaus noch schnell erfahren, daß Frau von Puttkamer im Auto dem Treck vorausgefahren sei, Frau Zielesch wäre in Gallensow und wohnte bei den Leuten, über den Verbleib von Herrn Zielesch wußten sie nichts. Ich ließ beschleunigt weiterfahren das Dorf entlang, den Feldweg nach Groß-Gansen, um erst einmal den Polen aus den Fingern zu geraten. In Groß-Gansen ging's über den Hof, an dem völlig ausgebrannten Herrenhaus vorbei, auf die Chaussee nach Alt-Kolziglow. Nachdem wir erfahren hatten, daß in Groß-Gansen auch Russen und Polen lagen, zogen wir wieder beschleunigt weiter. Da der Tag nun schon langsam zu Ende ging und die Gegend ziemlich verseucht anmutete, hatte ich wegen unserer Übernachtungsmöglichkeiten größte Bedenken. Wir fuhren also den Groß-Ganser Berg hinunter nach Klein-Gansen und machten hier erst einmal Halt. Als Erstes erfuhr ich, daß Herr und Frau von Zitzewitz, Klein-Gansen, sich auf der Flucht vergiftet haben, und zwar in Bornzin. Das Herrenhaus sah auch hier toll aus. Es ist überall dasselbe Bild. Die Russen haben relativ wenig zerstört und kaputtge

macht, während die Verwüstungen und sinnlosen Zerstörungen in der Hauptsache durch die ausländischen Zivilarbeiter, insbesondere die Polen, verursacht worden waren. Das Einzige, was in den Herrenhäusern meist unverletzt war, waren die Geweihe und die Ahnenbilder, damit wußte dies vertier- te Volk wahrscheinlich nichts anzufangen. In Klein-Gensen war die Brücke über die Stolpe gesprengt und der Ortsteil jenseits der Stolpe gänzlich zerstört. Russen waren nicht im Ort, auch keine Polen. Das war uns erst einmal die Hauptsache. Frl. Linhard konnte für unseren hundelosen Haushalt einen entzückenden Spaniel organisieren, der da herrenlos herumlief. Wir nannten ihn Ali und nahmen ihn feierlich in die Familiengemeinschaft auf. Die Leute wurden nun immer unruhiger und drängten immer mehr nach Waldow., obwohl ich das Gefühl hatte, daß wir da noch immer früh genug hinkämen. Am 22. früh ging's weiter Richtung Alt-Kolziglow. In Versin waren die Leute auch schon wieder vom Treck zurück. Das Herrenhaus ist völlig ausgebrannt. Herr Mischke, der Barnower Beamte, der in der letzten Zeit Versin betreut hatte, war nach Aussage der Leute irgendwo von den Russen zum Arbeiten ver- einnahmt worden. Weiter ging's bis Reddies. Hier wurden wir von bewaffneten Polen aufgehalten. Es wurde uns bedeutet, daß die Russen hier Pferdemusterung hätten und suchten die Polen mit 2 Russen zusammen aus unserem Treck die Pferde aus, die wir zur Musterung vorführen sollten. Das waren immerhin 5. Diese wurden uns alle weggenommen, danach verblieben vom alten Pferdebestand nur noch die beiden Fohlenstuten und der Littauer. Für die uns weg- genommenen Pferde bekamen wir andere, allerdings üble Wraks, immerhin waren wir wieder voll bespannt und konnten weiterfahren, über Alt-Kolziglow nach Neu-Kolziglow, da ich die beiden üblen Berge nach Barnow vermeiden wollte. Außerdem hatte ich keine Sehnsucht nach Chaussee-fahren. In Neu-Kolziglow zog Gretchen Erkundigungen ein und erfuhr, daß Herr von Puttkamer auf dem Treck von den Russen erschossen worden war, sie hatte versucht, sich auch zu erschießen, hatte sich jedoch nur verwundet und war in Neu-Kolziglow bei einer Leutefamilie. Ich konnte sie nicht aufsuchen, da unsere Zeit drängte. Wir fuhren nun Feld- und Waldwege nach Sagemühl, wo Gretchen mal wieder einen Verwandten hatte. Hier übernachteten wir teils bei den Sagemühler Siedlern, teils bei den Verwandten von Gretchen, teils auf der Försterei. Bauschke benahm sich hier wieder ziemlich übel. Ein Herr Moeller existiert neuerdings für ihn nicht mehr, es wird nur noch von Moeller geredet. Fritz meinte: "Moeller ist vorne am Treck und hat's große Maul"; worauf er vom Bock runterunkte: "Zu sagen hat er ja doch nichts mehr". Frl. Linhard schnauzte er, als er den Hund auf den Wagen nehmen sollte, an mit der Bemerkung, sie hätte immer die große Fresse. Den anderen Leuten gegenüber be- nimmt er sich, wenn er vorspannen soll, so unkameradschaftlich, daß ich ihm heute einmal gründlich die Meinung sagen mußte. Daß er nun in Reddies bei der Pferdetauscherei für ein gutes ein sehr schlechtes Pferd bekommen hatte hat seiner Laune wohl den Rest versetzt. Nachdem er mir gestern noch gerste hatte, nicht mit nach Waldow zu gehen, sondern zu einem seiner Verwandten nach Klein-Peterkau, getraue ich mir nach seinem jetzigen Benehmen nicht, mich so in seine Hand zu geben, und habe eigentlich mit Frl. Linhard be- sprochen, daß wir ruhig mit nach Waldow hineinfahren wollen, laß kommen, wa will. Am nächsten Morgen ging's also wieder weiter. Ich hatte die Absicht, nur bis Ponickel zu fahren, da ich nicht im dunkeln nach Waldow kommen woll. Mit dem schlechten Pferdmaterial mußte ich sowieso bei jeder einigermaßen schlechten Stelle vorlegen lassen und kam nur sehr langsam vorwärts. Die Leute hatten immer noch Schnaps, die Folge waren immer noch Reibereien übel ster Art. Nachdem gestern sich beinahe mit Bauschke verdroschen hätte, ging's heute zwischen Schemun und Bauschke los. In Ponickel kamen wir am Nachmittag gegen 3 Uhr an. Das Herrenhaus sah übel verwüstet aus, was da alles durcheinander und in der Gegend herum verstreut lag, ist unbeschreib- lich. Im Eingang sah ich gleich die beiden Thorsk'schen Katzen zerbschlagen daliegen, im Herrenzimmer waren die Büsten von Schmeling, die Thorek gemacht hatte, zerschlagen, überall ein Bild der Verwüstung und der Plünderung übel ster Art. Im Hause liefen Bauern aus Seaben und Viartlum herum und suchten sich aus dem wüsten Durcheinander heraus, was sie gebrauchen zu können glau- ten. Ich ließ für uns einiges von dem noch vorhandenen Geschirr einpacken, da ich glaubte, daß wir in Waldow nichts mehr vorfinden und außerdem Schme-

ling des, was wir haben, jederzeit wiederbekommen kann. Ich ging dann noch die anderen Baulichkeiten und den Garten durch, die Bienenstöcke waren alle zerschlagen, im Garten liefen ein paar Sauen mit Ferkeln rum. Die Nutris waren teilweise nicht mehr da, teilweise verhungert, weil man verärgert hat, die hinteren Klappen aufzumachen, bei dreien, die noch lebend in den Buchten waren, machte ich die Klappen hinten auf. Es war trostlos. Ich hatte nun weder Zeit noch Platz auf den Wagen, um etwas für Schmeling's besonders wertvolles noch mitnehmen zu können. Der Schmeling'sche Gutstreck war noch nicht zurück. Die Leute drängten alle darauf, noch heute nach Waldow zu kommen, so ließ ich denn weiterfahren. Wir fuhren also die Chaussee lang bis zur Waldower-Mühle, die vorderen Wagen fuhren dort den direkten Waldweg nach Waldow, ich war beim letzten Wagen und lief über Scharnitz Chaussee herumfahren. Noch vor Scharnitz begegnete uns eine russische Tankautokolonne, die uns aber nicht weiter beachtete. In Scharnitz waren die Leute zurück. Wo Frau Kreich und die junge Frau waren, wußt niemand, es war nur bekant, daß sie ein entsetzliches Unglück gehabt hatten. Hinter Stolp ist irgendwo der Trecker mit den Anhängern in den Graben gerutscht und ein Anhänger umgekippt. Dabei sind die beiden Kinder vom jungen Herrn Kreich und ein Kind der Tochter aus Danzig in den Kissen erstickt. Die Kinder sind in Vietzig begraben worden. In Scharnitz war die Scheune an der Chaussee völlig abgebrannt und im Dach des neuen Anbaues vom Wohnhaus ein kleiner Granateinschlag. Als wir mit unseren Gespannen an die Stelle kamen, wo der Waldweg von der Waldower-Mühle auf die Chaussee stößt, erwarteten uns die beiden alten Damen Parlow und sagten uns, daß auf dem Waldweg Vorspann gebraucht würde. Wir hielten also an und schickten unsere Gespanne den anderen entgegen. Es dämmerte schon stark, als die Gespanne alle heran waren. Nun kam uns Gretchen mit der kleinen Benggentegen und sagte uns, daß auf dem Hof in Waldow die von mir kurz vor meiner Abfahrt nach Klein-Reetz abgeschobenen Littauer wären, die bewaffnet seien und mir, Frl. Linhard, Bauschke und Schaman die Kugel zugebracht hätten. Außerdem seien in Waldow dauernd bewaffnete Polen. Wir beschlossen, aus diesem Grunde nicht mehr am Abend ins Dorf zu fahren. Die Frauen und Kinder gingen teils zu Dählke, teils zu Bengs und wir fuhren mit unseren Wagen in das Tal hinterm Friedhof, um dort zu übernachten. Am Abend kam auch noch Vandersee. Er riet uns, keinesfalls ins Dorf zu fahren. Wir machten mit ihm aus, daß er am nächsten Morgen mit einem Einspannerkasten käme, um unsere Sachen zu übernehmen. Er wollte uns dann auf einen Hof in Puppendorf bringen, ohne daß unsere Leute wüßten, wo wir geblieben sind. Am nächsten Morgen kam Vandersee erst einmal zu Fuß und brachte uns rührenderweise warme Milch und belegte Brote. Bald danach kam er auch mit seinem Wagen und wir luden unser Gepäck, sowohl auch das Gepäck der Damen vom Gummiwagen ab. Bauschke benutzte dies zu einem Krach übelster Art. Er stänkerte Frl. Linhard an, sie habe ihm ~~ihm~~ seine Sachen durcheinander geworfen. Erstens war dies nicht der Fall und zweitens war es gänzlich gleichgültig, wie die Sachen auf dem Wagen lagen, da sie eine Viertelstunde später sowieso abgeladen wurden. Er wurde derartig ausfällig und unflätig und bedrohte Frl. Linhard unter wüßten Beschimpfungen, wie Du Luder, Du Ass, mit Tätlichkeiten. Als ich eingriff und ihm erklärte, daß ich vorerst immer noch Herr Moeller für ihn sei, redete er auch mich "Du" an und meinte, wir wären alle aus einem Arsch gekrochen. Ich sagte ihm, daß dies wohl der Dank dafür sei, daß ich meinen Treck ungeschoren, wie kein anderer, mit 11 Pferden wieder nach Hause gebracht hätte, während die meisten anderen Trecke ohne Pferde zu Fuß mit ein paar Habseligkeiten unterm Arm wieder zu Hause gelandet seien. Nachdem ich den Treck so tadellos wieder nach Waldow gebracht hatte, hielt ich meine Aufgabe für erledigt. Ich erklärte den Leuten, daß nunmehr kein Mensch von mir verlangen könne, mich mütwillig einer Erschießung durch die Polen auszusetzen. Es hat nicht viel daran gefehlt, dann wäre Bauschke auch mir gegenüber handgreiflich geworden. Er hatte jedoch wohl selbst den Eindruck, daß Herr Witt, Dummer und Steschke auf diesen Moment nur lauerten, um ihm das Fell vollzuhauen. Dieser Bursche, der sein Leben lang nur Gutes auf dem Hof gehabt hat, dessen Kinder bei mir wie zuhause waren und der selbst fast wie

ein Familienmitglied behandelt worden war, entpuppte sich jetzt als ein Kommunist übelster Sorte, von seiner angeblichen Treue zur Herrschaft war nichts mehr zu verspüren. Seine Familie, soweit es Grete und Fritz betraf, hieb in dieselbe Kerbe. Nun, ich wünsche mir weiter nichts, als daß es mir vergönnt ist, dieses offene Konto gründlichst abzurechnen. Auf meinem Hof ist jedenfalls für dieses Pack kein Platz mehr. Nachdem nun die Wagen mit unseren Leuten ins Dorf gefahren waren, fuhr Vandersee uns zunächst in eine einsame Waldschneise im Walde oberhalb des Doßnitztals. Dort sollten wir bleiben, bis Vandersee näheres über unser weiteres Verbleiben ausgekundschaftet hätte. Da das Wetter gut war, konnten wir zuerst ruhig im Freien kempieren. Wir ließen den Kastenwagen auf der Waldschneise stehen und nahmen uns nur Betten, Schlafsäcke und Pelzdecke herunter. So saßen wir nun denn allein im Walde, eine halbe Stunde vom eignen Gut entfernt und konnten sich hin. Man darf garnicht über das alles nachdenken. Für die Nacht legten wir zu unterst Brunos Teppich, darauf 1 Unterbett, darauf unsere Fuasäcke, darauf für jedes ein Unterbett als Oberbett, darüber über Beide die Pelzdecke. Als Kopfkissen nahmen wir jeder einen mit Betten vollgestopften Sack. Zu allerunterst unter den Teppich hatten wir noch die 3 Kutschwegentamboure gelegt, damit es von unten nicht durchfeuchtete. So lagen wir für die Nacht sehr schön warm und schliefen auch gut. Am nächsten Tag, am 25. brachte uns Vandersee warmes Essen und auch wieder warme Milch. Es ist rührend, wie er für uns sorgt, er, der es doch garnicht nötig hat sich unsertwegen in Gefahr zu begeben. Solch Anständigkeit ist um so wohlthuender, als unsere Erfahrung in dieser Beziehung in letzter Zeit ja wirklich alles andere als erquickend waren. V. hatte Frau Will nach Puppendorf geschickt um sich wegen unserer Unterbringung zu erkundigen. Leider brachte sie die Nachricht, dass sich bei dieser Bäurin bereits 3 Russen einquartiert hatten. Wir berieten nun hin und her, wo wir unterschlupfen könnten. Ich regte an, einfach selbst im Walde einen Bunker zu bauen und bat V. uns Säge, Beil, Spaten und Schippe herzubeeorgen. Trotz der Ruhe, war es doch zeitweise recht aufregend im Walde wenn Vandersee nicht zu der Zeit kam, wie ausgemacht war. Er konnte oft die Zeit nicht einhalten, weil im Dorf die Luft nicht rein war oder er irgendwelchen Besuch hatte, der sein Weg gehen nach dem Walde nicht sehen durfte. Am 25. machten wir mit Vandersee einen ausgedehnten Morgenspaziergang im Walde um die Bunker von Herbert in Gewissen zu suchen. Wir fanden auch einen, der jedoch einerseits halb verfallen war, andererseits zu dicht an den Gehöften im Bärenkamp lag. Seinen zweiten Bunker konnten wir nicht finden. Das war also nichts für uns. Wir erwogen auch den Gedanken zu Frau Schwolow zu ziehen, obwohl er uns wegen der Nähe der Chaussee nicht so sehr sympatisch war. Vandersee wollte an diesem Sonntag Abend nochmal kommen. Er kam aber nicht. Am 26. früh Vandersee noch nicht kam, nahmen wir an, dass er von den Russen vereinnahmt worden sei. Es musste nun mit uns etwas passieren. Wir vereinbarten nun, dass FrL.L. zunächst ein Spähtruppunternehmen zu Schwolows durchführen sollte. Ich wollte beim Wagen bleiben und Ali dabei behalten. Bei dem Erkundungsgang hätte er nur gestört und allein gelassen hätte er zu viel Krach gemacht. 1/2 11 ging FrL.L. los. Um 12 sollte ich mich ihr sehen, falls sie noch nicht zurück sei. Na, es wurde 1 Uhr und sie war noch nicht da. Ich konnte mich noch nicht entschließen ihr nachzugehen, da wir uns ja im Walde sicher verfehlt hätten. Endlich um 2 Uhr kam sie völlig aus der Puste an. Ich hatte mich natürlich auch sehr gesorgt, dass ihr irgendwas zugestossen wäre. Sie erzählte, dass sie sich das erste Mal auf dem Rückweg verlaufen hätte. Sie hatte, weil Russen aufsuchten einen erdrossen Weg gehen müssen, der sie auch noch ausgerechnet an einem toten Russen vorbeiführte. Sie hatte sich dann nochmal zu Schwolows zurück begeben um Bescheid zu sagen, falls ich sie suche. Der Erfolg dieses Unternehmens war der Bescheid, dass wir gerne zu Frau Schwolow kommen könnten und noch am selben Abend erwartet würden. Da Vandersee noch nichts von sich hören liess und ein Gang zu ihm uns zu gefährlich erschien, beschlossen wir zu Frau Schwolow zu wandern. Wir packten also alles Überflüssige in den Wagen und machten uns nur ein Handgepäck mit Pressalien und den notwendigsten Sachen und einige Decken fertig. Immerhin hatte jeder genug zu schleppen. Gegen 3 Uhr brachen wir auf, immer das Doßnitztal entlang. Wie entzückend das doch ist! Wir haben uns viel zu wenig in unserer schönen Umgebung umgesehen! Wir mussten oft verpusten, denn jeder hatte

ein ordentliches Paket zu schleppen. Gegen 1/2 6 kamen wir an der verfallenen Ziegelei kurz vor der Waldmühle an, wo wir erst mal unsere Sachen absetzten und von wo FrL.L. erkunden wollte, ob die Luft rein war. Ich wartete, konnte die Mühle von dort aus aber übersehen. Es dauerte über eine halbe Stunde bis FrL.L. wieder kam. Radewald und Bengs waren gerade bei Frau Schwolow gewesen. Die sollten mich auf keinen Fall sehen. Es wurde ihnen nur gesagt, FrL.L. sei bei Frau Schwolow, ich sei weg. Nun, Frau Schwolow, die ihre Schwester zu Besuch hatte, redete mich beim Empfang Herr Schnabel an, um auch vor den Kindern meine Anwesenheit zu verbergen. Wir bekamen gleich warmen Kaffee und ein sehr nettes Zimmer angewiesen. Welch ein Genuss, mal wieder im Bett schlafen zu können, wenn auch im unbezogenen, und Welch ein seltener Genuss am nächsten Morgen sich ordentlich waschen zu können. Nun, das Vergnügen sollte nicht lange dauern. Frau Schwolow sagte uns ganz aufgeregt, dass am späten Abend ein gewisser Schreiber-Gewiesener Mühle aufgetaucht sei, dessen Anwesen verbrannt sei. Der habe fürchterlich auf Herrn Moeller geschimpft. Den Hund suchen die Polen sowieso, der muss die Kugel haben, in Waldow ist er nicht, der muss sich im Walde herumtreiben, so sagte er. Ich hätte ihm auch mein Pferd und Wagen verkauft vor dem Lostrecken und ich müsste also die Kugel haben. Tatsächlich wars so, dass dieser üble Bursche, Schwiegersohn von Melchert an unserer Grenze, der schon immer mit den Polen zusammengesteckt hat, nachdem das Pferdlazarett mir Pferde dagelassen hatte, davon welche haben wollte. Da diese aber für die Waldower Bauern sein sollten, verweigerte ich sie ihm vorerst. Als dann doch noch welche übrig blieben, hat er auch eine bekommen. Ein an sich völlig korrektes Vorgehen meinerseits, was für solch ein Schwein genügt um einem die Kugel anzuwünschen. Ähnlich wars mit einem übel aussehenden Polen, der bei Geletneki arbeitete. Den wollte ich mal zu Buch versetzen weils eben in der Ortsbauernschaft so nötig war. Nachher wurde aber nichts draus aus der Umsetzung. Für diese beabsichtigte Umsetzung sucht der Karl mich jetzt (er ist jetzt Oberpolizist in Briesen) um mich umzulegen. Auch Gerschewski ist mit Gewehr bewaffnet tegelang im Dorf gewesen. Er soll aber gesagt haben, mit Pferd u. Wagen nach Waldow zum Klausen zu kommen, das bräuchte er nicht fertig. Nun, dies nebenbei, jedenfalls durfte der Schreiber von meiner Anwesenheit in der Waldow-Mühle nichts ohne. Es hiess also schleunigst das Weite suchen. Wir beschlossen uns vorerst zum Wagen zu begeben und dann eventuel nach Ponikel zu gehen. Also wieder zusammengepackt, noch einen Brief an Vandersee geschrieben, den Frau Schwolow besorgen wollte und los. Wir kamen auch ungesehen vom Hof in den Wald, den alten Weg zurück, also zunächst das Dossnitztal an unserer Wiesenseite entlang hinauf. Unsere Wiesen waren also das erste eigne Land, was ich wieder sah und betrat. Am Wagen sah FrL. schon von weitem, dass Vandersee dagewesen war daran, dass statt der zurückgelassenen leeren roten Milchkanne eine weiße am Wagen stand. Am Abend, wir hatten uns schon hingelegt, kam auch Vandersee zu uns. Nun, da wir die Gewissheit hatten, dass V. nichts passiert war, war unser Stimmungsbarometer wieder auf der Höhe, war er die einzige zuverlässige Stütze, die wir hatten. V. hatte uns auch Handwerkszeug zum Wagen gebracht, doch sehen wir von dem Beginn des Bunkerbaus vorerst ab, da es so still im Walde war, dass man jede Kleinigkeit weithin hörte. So wäre das Arbeiten am Bunker mit Axt und Säge sehr schnell bemerkt worden. Vandersee erzählte uns allerhand Neuigkeiten aus dem Dorf. Bauernd kommen herumvegabundierende Russen, die vor allem den Mädchen nachstellen und sich Ess- und Rauchwaren und Sprit zu verschaffen suchen. Angeblich auf Hinweis von Kroggel, der von den Russen nach Mädchen gefragt wurde, haben diese einen ganz Schwung bei Dubberkes hinterm See und bei Frau Geletneki gefunden, bei D. unter anderem auch Schwester Johanna und deren Schwester Frau Wille. Die haben sich die Russen nun alle vorgenommen und besonders Schwester J. kommt bald jede Nacht dran. Die Damen, die auch bei D. wohnen, müssen sich nun diesen Lustbetrieb immer mit ansehen. Unsere Leute sitzen alle verschüchelt in ihren Wohnungen. Die Mädchen flüchten von Versteck zu Versteck um der Vergewaltigung zu entgehen, die ihnen sicher ist, wenn sie mit Russen zusammentreffen. Es ist jetzt schon eine stattliche Zahl Mädchen und junge Frauen aus Waldow, die die Russen sich vorgenommen haben. Der einzige von unserer Belegschaft, der sich herausrut, ist Herr Witt. Er hat auch schon Rechte am See gejsst, mit dem Speer und ist auch schon im Hause gewesen.

Auf dem Hof ist an den Gebäuden nichts kaputt. Im ganzen Dorf ist übrigens nur das Haus von Redewald und Luberkes Kaufladen abgebrannt. Sonst ist aber kein lebendes Wesen mehr auf dem Hof, keine Kuh, kein Huhn, keine Ente, nichts. Im Hause sieht natürlich toll aus. Die Möbel teils von den Polen aus Briesen u. Umgehend mit Pferd u. Wagen abgeholt, teils in andere Zimmer geschleppt, teils in den Garten rausgeworfen, kein Vorhang mehr da, die Betten aus dem Schlafzimmer weg, die Schränke am Boden liegend. In der Küche und Vorratskammer alles durcheinandergeworfen. Was vom Geschirr noch ganz, was Scherben sind, wird sich beim Aufräumen herausstellen. Unsere Bücher waren je alle im Spirituskeller, wie sie noch teilweise noch liegen. Natürlich sind auch unsere Leute eifrig dabei aus dem Hause zu klauen. Sollen sie. Wenn ich mich jetzt mit Frl. Li. ins Haus setzte, könnte ich vielleicht manches an Klauen verhindern, würde aber riskieren von den Polen, die immer wieder Streifen nach Waldow machen, abgeknallt zu werden oder von den Russen verschleppt zu werden. Frl. L. wäre ausserdem den Liebesbedürfnissen der Russen ausgesetzt. Das ist den Einsatz nicht wert. Der Wirtschaft und meinen Leuten könnte meine Anwesenheit nichts helfen. Von den 11 Pferden die ich nach Waldow brachte, sind jetzt noch 3 im Dorf, davon 1 bei Steschke, alle anderen haben teils die Polen gestohlen oder die Russen beschlagnahmt. Im Garten ist natürlich in Deinem Gartenhäuschen nichts mehr. Die Bienenkästen sind sämtlich zerschlagen, die Bienen kaputt. (das war überall so.) Es ist uns eben der nackte Acker und die Gebäude geblieben, wohl auch ein grosser Teil der Maschinen. Es ist aber kein einziger Treibriemen auf dem Hof. Auf dem Speicher sind noch ca 100 Ctr. Roggen, Hafer, Weizen und ca 350 Ctr. Roggen sind von den Polen geklaut, meist mit Pferd u. Wagen abgeholt, gleichfalls der Kunstung aus dem Schuppen. Das Fischnetz ist noch da, die Ziehstränge aber weg. Deine Treibhausfenster sind bis auf 3 weg. Herr Witt erwischte Ackermann dabei, wie er sich welche holte. Es hätte bald Senge gegeben. Er musste sie auch, obwohl sie ihm vor Schreck zerbrochen waren, zurückbringen. Herr Witt geht fast täglich zum Haus und hat schon viele, die klauen wollten rausgeschmissen. Die anderen Leute trauen sich nicht. Nur wenn sie selbst klauen wollen, wie Vietzkes, Frau Steschke, Frau Redde, Beuschkes, dann trauen sie sich nach dem Haus. Na, abgerechnet wird später, dann aber gründlich. Ich finde im Moment ist es so unwichtig, ob uns nun etwas mehr oder weniger gestohlen wird, wenn wir nur Gesundheit und Leben behalten und wieder heil zusammenkommen. Alles andere bauen wir uns dann schon wieder zurecht. Am 27 machten wir mit Vandersee wieder einen Spaziergang um einen neuen Platz für uns und unsere Seelen zu suchen, da uns der bisherige Platz zu offen und zu riskant erschien. Den Platz hatten wir auch bald gefunden. Mittlich einer Brandschneise am Ende eines nur einmal benutzten Holzabfuhrweges, auf der Höhe über dem Dossnitztal. Da wir, um nicht aufzufallen, kein Pferd heranziehen wollten, blieb nichts übrig, als den ganzen Kasteninhalt auf dem Buckel zu dem neuen Platz zu tragen. Das wurde denn auch in Angriff genommen. Frl. L. und ich schafften das in 9 Gängen. Am 27. schliefen wir zum ersten Mal am neuen Platz. Am 28 bauten wir uns dort aus Zweigen ohne Nägel mit dem Teppich und Kelim als Planen ein Zelt. Die erste Nacht unter diesem Zelt war grossartig, obwohl das Wetter schon umgeschlagen war und es in der Nacht etwas geregnet hatte. In der zweiten Nacht zeigte sich aber, dass unsere Planen einem stärkeren Regen nicht gewachsen waren. Es war einfach so im Walde nicht mehr auszuhalten. Es musste eine grundlegende Änderung eintreten. Wir entschlossen uns also am 30., Karfreitag, zu Vandersee zu gehen und vorerst dort zu wohnen. Am Abend, gegen 1/2 8 zogen wir also los. Zuerst hatten wir den falschen Weg eingeschlagen und landeten unten <sup>am Hof</sup> N.S.V.-Schwester an der Chaussee. Also zurück und hinter den Häusern querfeldein, bis wir doch an V. Hof kamen, wo er und Will schon auf uns warteten. Sie sagten uns die Luft sei rein und V. führte uns in eine nette, kleine Bodenkammer, wo früher sein Ukrainer gewohnt hatte. Ja, ja die Rollen sind getauscht. Jedenfalls standen zwei Betten drin und ein eingheizter Ziegelofen war auch da. Der Samstag verlief ruhig und friedlich. Ich muss sagen es war mir zu unwahrscheinlich friedlich und ich begann wieder das Bunkerproblem zu wälzen und mit Vandersee zu besprechen. Er wollte auch mitmachen und Will mit heranziehen. Als ich mit diesem darüber sprach, wollte er nicht recht ren. Ich wollte eigentlich am Ostersonntag schon anfangen. Na dazu be

kam ich niemand. Am Ostersonntag begann der Tag gleich unerwartet feierlich mit Kuchen. Überhaupt überboten sich die beiden Schwestern von Vandersee es uns so nett wie möglich zu machen. Obwohl auch sie kein Puhn mehr hatten, machten sie uns aus ihren letzten eingelegten Eiern Rührei, immer bekamen wir Milch, oft auch ein Stück Butter. Am Nachmittag brachte V. auf einmal Dubberke zu uns herauf. Ich freute mich sehr, denn Dubberke gehörte zu den sehr wenigen, die in den kritischen Zeiten stets anständig und hilfsbereit blieben. Er hat den ganzen Treck über nicht einmal versagt. Wir wollten ihn nun auch an unserem Bunkerproblem interessieren und beteiligen. Ich sagte, es sei höchste Zeit anzufangen, da wir nicht wüssten, wie lange wir das stürmische Wetter behielten und bei gutem Wetter könnten wir wegen der Hellhörigkeit im Walde nicht arbeiten. Es wurde also beschlossen am nächsten morgen zu beginnen. Dubberke hatte mich auch mit einer Pfeife Tabak wieder aufgerichtet, denn am Ostersonntag-morgen war meine letzte Zigarette draufgegangen. Am 2. IV. gings zwar nicht, wie beabsichtigt, um 6, aber immerhin noch 8 Uhr los in den Wald. Dubberke, Vandersee und ich waren nun die Bauherrn. Bauplatz und Material musste uns der Fiskus zur Verfügung stellen. Den Platz hatten wir bald ausgesucht in der Nähe der Stelle, wo wir zuerst im Walde kampiert hatten, aber tief in einer grossen Lückung, die noch nicht durchgelichtet war. Es ist ein ca. 60-jähriger Bestand. Abgestorbene Stangen liegen im Bestand kreuz und quer. Es sieht ziemlich urwaldmässig aus. Kurz hinter dem ausgesuchten Bunkerplatz geht der mit dichtem Buchenunterholz bestandene Anhang zur Dossnitz hinab. Jenseit des Dossnitztals sieht man durch die Bäume die Höhen von Gewiesen und Bärenkemp. Wir steckten gleich ca. 3x3m ab und begannen ca. 80 cm auszusachften. Dann gings ans Bäume fällen, ausästen und zurechtsägen. Am Abend standen schon 3 1/2 Wände des Bunkers. Am nächsten Tag besorgte Dubberke ein Fenster aus dem ~~xxxxxxx~~ Saal von Engfer, wo die Behelfsheimfenster komischerweise völlig unversehrt standen. Am zweiten Bautag war der Bunker schon zu zwei Drittel mit Dach versehen. Wir hatten am Nachmittag gegen 1/2 5 Schluss gemacht. Als ich schon zu Hause in unserer Kammer sass, sagte uns Frl. Vandersee, im Dorf seien Russen, ihr Bruder sei zu Kapischke gegangen. Nach kurzer Zeit hörten wir so komische Geräusche und als wir durchs Fenster lugten sehen wir schon 3 Russen über den Hof kommen. ~~Es~~ Vorher hatte Frl. Vandersee uns noch gezeigt, wo wir auf den Oberboden kommen konnten und uns eine Treppe gebracht, die wir hinter uns hochziehen sollten. Dort hinauf hatten wir sicherheitshalber schon meinen Pelzmantel, die Stiefel und Frl. L. Tasche gebracht. Als wir nun die Russen sahen und sahen, dass sie zuerst zu Will ins Haus gingen, huschten wir schnell auf den Oberboden, zu welchem die Treppe vom gleichen Flur aus hochging, an dem auch unser Zimmer lag. In der Eile hatte Frl. L. vergessen die Zimmertür von uns hinter sich zuzumachen, sodass Ali rauskonnte und sich ~~xxxxxxx~~ winselnd unter die Bodenluke stellte. Die Treppe hatten wir hochgezogen und die Luke wieder geschlossen. Nun hockten wir auf dem Oberboden und sahen uns aus Mauerritzen das Treiben der Russen an. War es klug, da hinauf zu gehen? Würden sie uns leben lassen, wenn sie uns hier oben finden? Was machen, wenn die Kerls sich einquartieren und wir in dieser Kälte die ganze Nacht auf dem zugigen Boden hocken müssen? Wird uns auch der Hund nicht verraten, oder dauernd unter unserer Luke winselt? Das schoss uns alles durch den Kopf. Unterdessen hörte und sah man unten dauernd wieder Russen, hörte Scheiben klirren, wie sie die Scheiben der verlassenen Wohnung von Frau Reguse einschlugen, obwohl Frau Will ihnen den Schlüssel zur Wohnung geben wollte. Dann hörte man Revolver und M. Pi.-Schüsse, recht nahe und ein tolles Motorengeräusch auf der Chaussee. Es musste dies eine grosse Kolonne sein. Wir hörten, dass nun auch Russen die Treppe zu unserer Kammer hoch kamen und hörten Ali wütend bellen. Nachher war er in unser Zimmer eingesperrt. Die Russen hatten da nur hineingeschaut, hatten auch Würste und Speck unberührt gelassen und hatten scheinbar durch Ali doch behindert, gesehen, dass sie bald die Tür zwischen sich und Hund zukrieten. Genausogut hätten sie auch den Hund abschiessen können. Endlich waren keine Russen mehr zu hören. Herr Will erschien wieder auf dem Hof und auch andere Leute. Endlich rief uns Frl. Vandersee, die Luft wäre

vorläufig wieder rein. Wir hatten also 2 Stunden auf dem Oberboden gehockt, von 6 - 8, unter diesen Begleitumständen eine Ewigkeit. Leider hatte die jüngere Schwester von V. die Russen zu spät gemerkt und wurde von zweien hintereinander in der Scheune vergewaltigt. Sonst hatten die Russen hauptsächlich nach Esswaren gefehndet. Mein Bedarf an Wohnen im Dorf war wieder restlos gedeckt. Ein Segen, dass unser Bunker schon so weit ist. Am Abend wollte Dubberke noch einen N.S.V.-Ofen organisieren. Am nächsten morgen kam er tatsächlich mit dem Herd auf der Karre an. Frl.L. sollte nun heute auch mit in den Wald. Sie hatte erst keinen rechten Mut dazu, weil ihr vor dem Leben in Dreck u. Speck grauste. Es ist auch verständlich, dass man in unserer Situation manchmal Stunden bekommt, in denen man sich sagt: S-ist nun schon egal wie und wo man drauf geht, aber dies Leben muss irgendwie aufhören. Ich glaube, Nerven zu behalten, wird für uns auf die Dauer wohl das Hauptproblem sein. Nun, sie kam doch mit. Unser Bunker wuchs an diesem Tage zum Einzug fertig zu. Am Abend brachte Vendersee, als es schon dunkel war, uns noch den Ofen und stellte ihn auf. Bis auf kleine Mängel in der Einrichtung war der Bunker in 3 Tagen fertig, immerhin für 3 Mann eine anständige Leistung. Alles war aus Kiefernstangen gefügt. Im ganzen Bunker sind noch keine 10 Nägel verwendet worden. Das Deck war durch eine Schicht Moos, darauf Sand, darauf wieder Moos abgedichtet, sodass wir hoffen, dass es dicht ist. Am 4.IV. war also unser feierlicher Einzug in den Bunker. Am nachmittag, nachdem die Pritschen für das Nachtlager fertig waren und Dubberke und Vendersee weggegangen waren, schleppte Frl.Li. und ich noch das nötigste für das Nachtlager von unserem bisherigen Lagerplatz her. Es hatte sich für die vielen Regentage alles noch leidlich trocken unter Kellin und Teppich gehalten. Nur für uns wären die stürmischen Regentage im Walde unmöglich gewesen, besonders, da wir ja durch den Mangel an regelmässigem warmen Essen, durch viele Tage mit Durchfall, bei mir auch mit blutiger Ruhr, auch geschwächt und mindestens nicht auf der Höhe waren. Nun, es wurde jedenfalls an diesem Abend noch warm und direkt gemütlich im Bunker. Das Wetter war am letzten Bunker schon erheblich besser und ruhiger geworden. Es war höchste Zeit, da unsere Bauernai zum Ende kam, denn es war schon wieder recht hellhörig

25.4. Walde. Am nächsten Tage baute Dubberke noch ein paar Regale und Tisch und Bänke und stellte den Ofen entgeltig auf. Wir machten uns daran unsere Sachen vom alten Lagerplatz zum Bunker zu schleppen. Dies Umziehen ist eine üble Schlepperei. Na, jedenfalls waren wir vorläufig mal in relativ grosser Sicherheit und hatten nicht ewig die Aufregungen, wie die im Dorf, wo die Mädchen dauernd von Versteck zu Versteck unterwegs sind und die Männer auch immer rumschleichen, als ob sie bei sich selbst gestohlen hätten. Vendersee erzählte, dass vor einigen Tagen zwei Polen bei ihm nach mir gesucht hätten. Also Verrat, entweder von Bauschke oder Fahr? Wie oft passieren jetzt solche Verrätereien, wodurch einzelne glauben sich bei den Russen beliebt machen zu können. Von unseren mitgebrachten Pferden sind jetzt noch 2 da. Wir leben uns nun ganz gut in den nächsten Tagen im Walde. Vendersee ist rührend. Er bringt uns immer wieder Brot und Milch, auch Kartoffeln. Ich weis garnicht wie ich ihm all die Liebe, Anständigkeit und Anhänglichkeit einmal vergelten soll. Wie sollten wir leben ohne ihn? Am Sonntag, den 8. waren Herr Witt, Gretchen und Dubberke hier. Wir haben einen gemütlichen Skat gekloppt. Herr Witt benimmt sich jetzt und auch auf dem Treck sehr anständig. Er ist der einzige, der fest täglich nach dem Hause sieht und dafür sorgt, dass nicht zu toll geklaut wird. Dubberke habe ich auch sehr schätzen gelernt. Er ist immer guten Mutes, immer voller Spässe und mehr wie anständig. Seine Frau hat jetzt bei den Russen auch mal dran glauben müssen. Er nahm das aber nicht weiter tragisch. Er hatte jetzt ein kleines Schwein für sich geschlachtet und uns mit einer köstlichen Wurstprobe von Leber- und Blutwurst, einem Breten und fertig zurechtgemachtem Kloppfleisch beglückt. Zu rsuchen hab ich blos me hin- und wieder, wenn Herr Witt oder Dubberke kommen, die mir dann mal ein Zigarette oder ein paar Pfeiffen Tabak ablassen. Wir bekommen nun natürlich nicht jeden Tag Besuch, aber jeden zweiten Tag ist Vendersee doch da und hält uns auf dem Laufenden darüber, was im Dorf passiert, was die Russen

ie 16  
ge bei  
m auf  
ich ge-  
arbet  
itten.

machen, was es wieder für Aufregungen gegeben hat und was für Gerüchte über den Krieg umlaufen. Meist heisst es Hess und Brauchitsch und Ribbentrop hätten jetzt die Regierung. Die Amerikaner sollen angeblich gegen die Russen kämpfen. Die Polen sagen, es sei von den Amerikanern ein Ultimatum an die Russen gestellt worden, dass sie bis zum 25. IV. Polen zu räumen hätten, sonst geschehe es mit Waffengewalt. Die Russen sollen sich auch geäussert haben, die Amerikaner kämen. Es ist ein entsetzliche Zustand so gänzlich ohne Nachrichten zu sein. Sind wir denn hier so von unserer Regierung abgeschrieben worden, dass man uns nicht mal ein paar Flugblätter abwerfen kann? Wir merken seit dem 12., dass die Gefechts-tätigkeit sehr aufgelebt ist. Es herrscht lebhafter Luftkrieg. Täglich kommen deutsche Flugzeuge über Waldow und die Bombenwürfe können garnicht so sehr weit weg sein. Wir sind auch im Walde von Aufregungen nicht verschont. Die Russen haben die Gewohnheit, besonders, wenn sie am Walde lang gehen, immer in die Luft zu schiessen. Die ewige Ballerei macht einem ganz nervös, besonders, da sie oft recht nahe erscheint. Zweimal hörten wir sie sogar reden und waren schon fluchtbereit, da wir dachten, dass sie nun anfangen den Wald durchzukämmen. Ich habe Gretchen freigestellt zu uns zu kommen, doch will sie vorerst lieber bei Benga bleiben. Zwingen kann ich sie nicht, denn wenn man uns im Bunker erwischt, sind wir wahrscheinlich als Partisanen erledigt. Am 15. Sonntag kam Dubberke mit 3 Flaschen Johannisbeerwein an, ein grosser Festtag, mit Skat und recht lustig. Das gibts also auch mal trotz allem sonstigen Kummer. Ach, Liebes, wir sprechen so viel von Euch und wie Ihr Euch sicher um uns Sorgen macht. Hoffentlich habt Ihr uns noch nicht ganz aufgegeben!!! Vorerst haben wir ja bei allem Unglück noch immer sehr viel Glück gehabt. Wenn der Ostpreussentreck angekommen ist, kann Euch nahrungsmässig auch nicht allzuschlecht gehen. Wir werden uns schon durchklappern. Sich durchzuschlagen zu versuchen ist aussichtslos, besonders, da wir ja seit Wochen ohne jegliche Nachrichten sind. Wir hoffen, dass wir entweder doch wieder befreit werden oder dass dieser Krieg endlich zu Ende geht. Wenn es uns gelungen ist, bis dahin nicht verschleppt zu werden, müssen wir uns ja irgendwie wiederfinden. Wie dankbar bin ich Schmeuling, dass er Euch weggebracht hat. Die Kinder auf dem Treck und jetzt, hier, das wäre nicht auszudenken. An den Folgen des Trecks sind jetzt 5 Kinder gestorben von Frau Neitzel, Frau Gast, Frau Nimmow, Frau Dummer (Schamuhne Tochter) und Frau Witt, alles Kleinkinder. Ob Lotte Radde, die ihre Ruhr nicht los wird, durchkommt ist fraglich. Liese Mielke wird von unserem Wachmann bald ein Kind kriegen. Gretchen und unsere Hofgängerinmädels, ausser Erns Radde sind den Russen bisher noch immer entgangen. Der Bäcker Jasper und der Bauer Meier sind von kleineren Überlandfahrten nicht zurückgekommen, wahrscheinlich von den Russen vereinigt. In Reinwasser ist die alte Dame nach Rückkehr vom Treck gestorben, Herr Keutz noch vermisst. Inspektor Müller und der Hofmeister von den eignen russ. Gefangenen entführt, wahrscheinlich umgebracht. Von Neuschweissin keine Nachricht und auch kaum möglich welche zu bekommen. Es ist unmöglich hinzugehen, das zu riskant. In unserer Situation ist ein Gang nach Reinwasser eine Reise und Rückkehr mehr als fraglich. - Der Krieg muss sich irgendwie geändert haben. Das Artilleriefuer tönt nun nicht mehr aus Richtung Danzig, seit 17. ca. hat sich vielmehr mehr nach Richtung Bütow herangeschoben und ist viel näher gekommen. In den letzten Tagen hött man auch Artillerie aus Richtung Tacheber Heide, Neustettin und Köslin. Sollten wir zur Abwechslung mal nun mit den Russen zusammen im Kessel sitzen? Sollten wir wieder frei werden, denn werden die Tage kurz zuvor sicher unsere schwersten mit, es sei denn, dass es so schnell ginge, dass hier garnicht gekämpft wird. Gestern waren Witt und Dubberke hier. Witt will sich nach Mellin durchschleichen um nach Erns zu sehen. Hoffentlich kommt er gut durch und zurück. Wir haben das Problem ventilirt, ob es für uns jetzt nicht besser ist, ins Dorf umzuziehen. Gewiss sind wir im Walde recht sicher. Der einzige Gang, der uns auch immer schwer fällt, der mit Risiko verknüpft ist, ist das Wasserholen an der Dossnitz. Erwischt man uns hier, dann sind wir erledigt. Im Dorf haben sich in den letzten Tagen die Verhältnisse gebessert, ob vorübergehend oder bleibend weiss man nicht

Bericht über die Gewaltmassnahmen der kommunistischen Amtsstellen  
auf Grund der Bodenreform im Kreise Prenzlau im September 1945

Ich setze voraus, dass nachfolgend Geschildertes persönlich Erlebtes ist.

Anfang September befand ich mich, aus Vorpommern kommend, wo ich mit meiner Frau ein Unterkommen gefunden hatte, zufällig auf meinem gänzlich zerstörten Gutshof in Nieden, um mit dem Betriebsleiter dort, über ein dauerndes Verbleiben dortselbst, welches für Anfang Oktober vorgesehen war, Rücksprache zu halten. Gegen Abend erschien, vom dortigen Bürgermeister, einem kommunistischen Arbeiter, begleitet ein uniformierter Prenzlauer Stadtpolizist, der mich zum stellvertretenden Bürgermeister dieser Stadt rief, der auf meinem Hof auf mich wartete. Dieser, umgeben von weiteren solcher bewaffneten Polizisten, eröffnete mir, dass ich gleich zur Vernehmung zum Landrat nach Prenzlau im bereitstehenden Auto mitkommen müsste. Ich sollte mich sofort dafür fertig machen, viel Zeit habe er nicht. Ich erklärte, ich müsse nochmal auf mein Zimmer, um alles zusammen zu packen und noch vor der Abfahrt Abendbrot essen, da ich seit Mittag nichts gegessen hätte. Begleitet von dem "Oberwachtmeister" Sass und einem anderen Polizisten ging ich in meine Dachstube. Dort wurde mir eröffnet, dass die Vernehmung zirka 2-3 Tage dauern würde und ich mich dementsprechend einrichten sollte, ich sollte Brot und anderen Proviant mitnehmen, was ich auch tat. Inzwischen wurde mein dürftiges Unterkommen untersucht, Bett und Schrank durchstöbert und nach Waffen gefragt; alles war schnell erledigt, da ich so gut wie Nichts besass. Schliesslich nahm ich mein Abendbrot zu mir, an dem sich noch ein gleichfalls hungriger Polizist beteiligte. Als ich dann fertig war, führte man mich zu einem abseits haltenden L.K.W., bei dem sich ebenfalls Polizisten mit geschultertem Gewehr aufhielten und mich auf das LKW hinten wiesen, wo bereits ein Mann und eine Frau lagen. Ich erkannte sie als das Gutsbesitzerehepaar Collin- Brietzig; nun ahnte ich was gespielt wurde. Die Fahrt ging weiter, vorweg im Personenauto, der stellvertretende Bürgermeister mit seiner engeren Begleitung. Der Weg führte über die, von den Russen besetzten Güter, Damerow und Züsedom nach Bröllin. Hier sollte das Gutsbesitzerehepaar Stoewahs geholt werden. Wir warteten eine Zeitlang vergebens, denn Mann und Frau waren abwesend. Es war inzwischen dunkel geworden. Während des langen Wartens verspürte ich, da ich blasenleidend bin, dass mir in barscher Weise unter schwierigen Umständen schliesslich gestattet wurde. Dagegen wurde uns jede Unterhaltung verboten, sogar dem Ehepaar Collin untereinander. Ich möchte erwähnen, dass die junge Frau Collin eben von einer dreiwöchigen Typhuserkrankung sich soweit erholt hatte, dass sie wieder einen Tag auf sein konnte. Es wurde keinerlei Rücksicht auf ihren geschwächten Zustand genommen. Als der Ehemann sich um sie kümmerte, wurde er von dem Polizisten aufs schärfste angefahren und ihm jede Unterhaltung, selbst im Flüstertone unter Androhungen verboten. Nach einiger Zeit des Wartens wurden die beiden Kinder des Gutsbesitzers Stoewahs, der 17 jährige Sohn und die 18 jährige Tochter, verhaftet und gesellten sich zu uns auf den Wagen. Schliesslich wurde dem stellvertretenden Bürgermeister das Warten zu lange - es war 22 Uhr geworden - wir fuhren weiter, Richtung Prenzlau. Unterwegs bekam ich wieder Blasenbeschwerden, ich bat um Anhalten des Wagens, was mir von dem neben uns befindlichen Wachhabenden in brüskem Ton abgeschlagen wurde, worauf ich ihm erklärte, dass ich dann für die Unannehmlichkeiten auf der Plattform für die übrigen Mitfahrenden nicht verantwortlich gemacht werden könnte, worauf er nur höhnische Entgegnungen hatte. Zum Glück hielt der Wagen sehr bald zum beim Bürgermeister in Blindow, wo ich Zeit hatte, mich von der Plattform aus zu entleeren (ein Absteigen wurde mir verboten während dessen wurde eine Standuhr aufgeladen. Wir hielten dann gleich darauf beim Gutsbesitzer Neumann- Blindow, der mit seiner Frau (60 Jahre, aus dem Bett geholt wurde und mit auf den Wagen klettern musste. Kurz vor 23 Uhr 30 langten wir vor dem Landratsamt in Prenzlau an. Man sperrte uns dort in ein luftloses nur elektrischbeleuchtetes Loch, in dem schon 5

Schicksalsgenossen sassen. Der Raum war so klein für uns 42 Personen, dass nicht alle auf den zwei dort befindlichen Feldbetten sitzen konnten. Die Jugend musste auf dem Steinfussboden hocken. So blieben wir bis zum nächsten Nachmittag 16 Uhr in dieser Zelle von etwa 2mal drei-einhalb Meter. Während dieser Zeit wurde uns erst auf starkes Klopfen zweimal am Tag geöffnet, man erlaubte uns sogar auf dem Hof frische Luft zu schnappen; unsere Bitte, um etwas zu trinken, wurde nicht befolgt. Um 16 Uhr führte man uns zur Polizeiwache, von wo wir einzeln zum Polizeikommissar gerufen wurden, der unsere Personalien aufnahm und unsern Verbleib seit dem Russeneinmarsch von Ende April ab zu Protokoll nahm. Nachdem wurden wir 12 Häftlinge, wie wir zum ersten Mal bezeichnet wurden, geschlossen unter Bewachung und mit der Verwahrung dass auf jeden Flüchtigen geschossen würde, durch die Stadt zum Gerichtsgefängnis geführt. Hier wurden wir in die Zellen der Schwerverbrecher gesperrt, einzeln oder zu mehreren, die Ehepaare getrennt. Wir wurden genau wie jeder andere Gefangene behandelt, bekamen dreimal täglich unsere mehr als dürftige Kost, in der für solche Unterbringung vorgeschriebenen Weise. Mir als Einzelhaftierten wurde als besondere Vergünstigung erlaubt, einmal am Tag eine halbe Stunde zum Nachbarn gelassen zu werden. Im übrigen starrten die Zellen vor Dreck, unser Lager wimmelte von Ungeziefer. Kritisch wurde es für mich, als die mitgebrachte Verpflegung zu Ende ging. Nach einigen Tagen bekam ich Gesellschaft. Ein junger Pächter eines 400 Morgen grossen Gutes kam mit reichlichem Proviant, den er redlich mit mir teilte. Wir durften in den ersten Tagen unsere Zellen nicht verlassen. Eine Vernehmung von der bei unserer Verhaftung gesprochen wurde, hat nie stattgefunden. Auf Fürsprache eines Rechtsanwaltes wurde nach einigen Tagen allen Häftlingen erlaubt, sich vormittags und nachmittags je eine halbe Stunde auf dem Gefängnishof zu bewegen. Anfänglich waren wir nur dreissig, allmählich wurde die Zahl, schliesslich waren wohl alle Gutsbesitzer, - innen, auch Pächter, sogar Verwandte und erwachsene Kinder der Besitzer und zufällig vorübergehende Bekannte und Gutsbeamte, insgesamt etwa 120- 150 Personen zusammengebracht worden. Man hatte sogar Gutsbesitzer-Familien mit Kindern von einigen Wochen, nach Prenzlau, in eine als Lager eingerichtete Autowerkstatt gebracht.

Einzelnes ist darüber zu sagen: Unter den Gefangenen befanden sich einzelne Kranke Damen und Herren: Frau von Mörner-Kleisthöhe, Gräfin Arnim-Sperrenwalde, Herr Keibel-Ludwigsburg, folgende Nicheigentümer die Geschwister des Herrn Berg-Petersruh, der Verwalter des Gutes Taschenberg, Herr von Cossel mit seiner Frau. Ferner die Pächter: Hoster-Eichstedt, Raabe-Dauerund, Kaune-Schönburg b. Strasburg, der zudem krank war. Auch Greise von 86 Jahren und Altenteiler (Watzke) und ein zufällig zugereister Erbschaftsregulierer auf dem Gut Mühlhof.

Die anfangs zugesicherte ärztliche Hilfe wurde versagt. (Frau von Mörner) Überall wurde geklagt über die rohe und rücksichtslose Behandlung bei der Verhaftung (es scheuten sich selbst die Wachmannschaften nicht, Lebensmittel zu stehlen). Sogar ein Fahrrad wurde mitgenommen, das nicht einmal Herr von Cossel, selbst, sondern einem seiner Arbeiter gehörte. Vor allem aber wurde nichts über den Grund unserer Festnahme mitgeteilt. Wir waren der Überzeugung, dass man uns zwangsläufig von unsern Arbeitern trennen wollte, damit diese beeinflusst die Wahlen für die Bildung von Ausschüssen für die Bodenreform, die in dieser Zeit stattfanden, vornehmen konnten. Es kamen während unserer Gefängniszeit vom 10.-19.9. häufig Arbeiter mit Lebensmitteln für ihre Herren, die äusserten, dass schon in manchen Versammlungen Leute erklärt hätten, sie wollten von einer Aufteilung der Güter nichts wissen und ihre Herren wieder haben, da andernfalls ihre Verwandten in den Grosstädten und in der Industrie kein Brot und Kartoffeln bekommen.

In den letzten Tagen unserer Gefangenschaft mussten alle arbeitsunfähigen Männer zur Arbeit. Zuerst wurden sie beim Aufräumen angestellt,

schliesslich mussten sie verstorbene Italiener umbetten.

Am 19.9. wurde ich als Erster entlassen, dabei wurde uns folgender Befehl vorgelassen: "Sie haben sich auf schnellstem Wege auf ihren ehemaligen Besitz zu begeben, dort das nötigste Hausgerät zusammen zu packen und sich mit diesem nach 24 Stunden im Lager Klein-Sperrenwalde zu melden.

Zudem mussten wir für die Unterkunft im Gefängnis mit 1,50 RM für den Tag bezahlen.

Da mein Gut Nieden vollkommen durch die Kriegshandlungen zerstört ist und ich kein Hausgerät mehr besitze, zudem polizeilich zum Kreis Demmin gehörte, tat ich das Nächstliegende, ich fuhr mit nächster Gelegenheit dorthin zurück.

Über das Schicksal der andern Gefängnisgenossen vermag ich nichts mehr anzugeben.

Seit jenem Tag bin ich nicht mehr in der Heimat gewesen und halte mich nunmehr als Verwalter meines Hauses in Charlottenburg Fredericiastrasse 4 auf. Ich bin zu weiterer Auskunft gern bereit und bitte um Bekanntgabe dieses Berichtes.

Institut für Zeitgeschichte

Ostpreußen 1945.

Der nachstehende Bericht bezieht sich räumlich vornehmlich auf das ostpreussische Gebiet östlich des-Gollens, umfassend die Landkreise Böhlewe, Stolz, Lauenburg, Bütow, Rummelsburg und Bublitz; zeitlich erstreckt er sich über das Jahr 1945, von jenem Januartage an, da durch Bekanntgabe des Räumungsplanes ein erstes Erschrecken den solange beschränkten friedensähnlichen Zustand hinwegfegte, bis zu dem friedlosesten Weihnachtsfeste, das dort je begangen wurde; sachlich beschäftigt er sich nicht mit der Darstellung einzelner Ereignisse, insbesondere nicht der Kampfhandlungen, sondern bemüht sich um die Aufzeichnung von Vorkäufen und Entwicklungen, besonders auf dem Lande, die schließlich hinter einem "eisernen Vorhang" ein "Totenland" schufen mit Zuständen, in denen sich nicht mehr atmen ließ.

Der Verfasser war durch besondere Umstände in der Lage, längere Zeit hindurch einen größeren Teil obigen Gebietes in mehr Freiheit zu überblicken als die Mehrheit der Angehörigen seiner Berufs- und Bildungsschicht; er schreibt in erster Linie für die, denen es erspart geblieben ist, die unvergessliche Heimat in ihrer tiefsten Erniedrigung zu erleben. Der Leser erwartete keine aufregenden Neuigkeiten, sondern eine von Einzelheiten obstruierende Zusammenschau bekannter Geschehnisse von jemandem, der dabei war mit offenen Augen und Ohren.

Die Veröffentlichung des Räumungsplanes erfolgte zu Beginn des letzten Januarrittels durch die Ortsgruppenleiter über die Bürgermeister. Sie wirkte wie ein Donnerschlag, obwohl alles getan worden war, um die Bevölkerung von dem Kern der Sache abzulenken. Eine minutiöse Ausarbeitung der Marschrouten bis in den Raum von Regenwalde - Stargard, mit Angabe von Mast-, Koch- und Wasserplätzen, deren Einrichtung sofort in Angriff genommen werden sollte, ließ das Unternehmen als eine neue "Leisterleitung" partieller Organisationskunst erscheinen. Es waren Alarmstufen vorgegeben, deren Anlösung den Ortsgruppenleitern vorbehalten war; niemand durfte von sich aus handeln, nur mit Genehmigung und im Verbands seiner Ortsgruppe durfte man trecken. Treckführer vorneweg war der Ortsgruppenleiter im schnellsten Fahrzeug, der W.S.V.-Leiter sollte möglichst zu Pferde von Zusammenhalt und die Ordnung des Wagenzuges bewahren. Dem einzelnen Pferdehalter und Fahrzeugbesitzer wurde das Verfügungsrecht darüber weitgehend entzogen, mancherorts nicht nur zu Gunsten derer, die stnnt hätten zu Fuß gehen müssen.

Inzwischen begannen von Osten und später auch von Süden her Flüchtlingskolonnen in unser Gebiet einzufahren. In ungegliederten Haufen kamen sie an; Teile eines Dorfes oder Gutes, Verwandte, die sich zusammengefunden hatten, auch Genossen, wie sie die Landstraße zusammengeführt hatte, und angesichts der führunglosen Scharen konnte man ordentlich stolz werden, Bewohner eines Gebietes zu sein, das nach allen Regeln bewährter Kunst evakuiert werden würde. Die Erzählungen der Flüchtlinge aus Ost- und Westpreußen lauteten vielfach einander widersprechend; manche hatten sich "planmäßig" rückgeführt werden sollen, woraus dann aber nichts geworden war; andere waren noch in geordneten Verbänden aus der Heimat losgekommen, unterwegs dann jedoch zereprengt worden durch Feindeinwirkung, mangelhafte Führung, unvorhersehbare Zwischenfälle. In einem aber stimmten alle überein; in dem beschwerenden Rat, nicht zu trecken, komme, was da wolle!

Im Laufe des Februars, den eine relativ milde Witterung auszeichnete, schwoll der Strom der Unglücklichen immer stärker an, die aus immer näher gelegenen Gebieten stammten, darunter aber auch immer noch Memelländer, Litauer, Volksdeutsche aus Polen usw., eine Art habitués schon des Treckens, die erklärten, man müsse sich längstens 30 km hinter der Hauptkampflinie halten, da seien die Quartierwirte abgabegeneigter und man habe denn evtl. den kürzesten Rückweg nach Hause.

Mit letzteren erschien auch die Wehrmacht auf dem Plan, rückwärtige Dienste zunächst, Fahrkolonnen, Werkstätten, Pfordedepots usw. Vorher waren freilich schon SS-Truppen dagewesen, aus Ausländern zusammengesetzt, die aber von der militärkundigen Bevölkerung nicht für voll genommen worden waren, wenn sie ihre Pferdegeschirre gegen Parkol einzutauschen versuchten und beim Abzuge vergaßen, ausgeliehene Pferde wieder zurückzubringen mit. Die jetzigen Ankömmlinge zeigten ein gewohntes Bild, mit (zunehmender) ihrer leuten Betriebsamkeit, ihren Schreibtischen voller Papiere und ihrem Bestreben, alles Brauchbare möglichst ohne Gegenleistung für sich zu verwenden. Die aus der R K L kommenden Soldaten schienen sehr erschöpft, aber lebensgierig. Gruppen brachten Kalberviertel und Schweinehälften mit, mitunter war auch Alkohol zur Stelle, und alles mußte zünftig bereitet werden. Bei den Stäben auf den großen Gütern war es stiller, man hatte offenbar Sorgen. Solche militärischer Art wurden zwar nicht gesüßert, um so häufiger wurde die Befürchtung ausgesprochen, die Trecke der noch vollzählig vorhandenen Zivilbevölkerung würden die Bewegungsfreiheit der Truppen einengen und man drängte auf Räumung. Dasselbe Drängen ging zuletzt auch von den kämpfenden Einheiten selber aus; diese waren vielfach nicht mehr Regimenter und Bataillone, sondern sogenannte Alarmeinheiten und Kampfgruppen, nach ihrem Führer benannt. Die gewohnte Ordnung in ihnen schien weitgehend gelöst; die letzte Formation solcher Art, die der Verfasser im Verbände sah, fuhr mit Frauen zweifelhaften Aussehens vor; solche Leute gebrauchten die Häuser ganz.

Die Parteistellen indessen hatten zwar derweil alle Alarmstufen gegeben, aber es erfolgte kein Treckbefehl. Als schließlich militärischerseits die Räumung verfügt wurde, war es für alles Geplante zu spät geworden; der einzig freie Weg fuhrte nach Nordosten, und jeder fuhr in der Gemeinschaft und unter der Führung, welcher er sich ein- und unterordnete. Es mag hier gesagt werden, daß der endliche Treckbefehl, obwohl er die Trennung von Heimat, Haus und Hof vielleicht für immer bedeutete, fast wie eine Erlösung empfunden wurde, so unerträglich war in den überfüllten Häusern, die vielfach ohne Wasser und Licht waren, das Treiben der aus Flüchtlingen teilweise unqualifizierterer Herkunft und einer Art Soldateska bestehenden ständig fluktuierenden Menge geworden. Die daraus erwachsende seelische Belastung, die gelegentlich durch alkoholische Exzesse der einheimischen Bevölkerung in Brechnereinecke nicht vermindert wurde, war überhaupt nur erträglich durch die Häufung der Aufgaben, die dem Betriebsleiter aus der Situation heraus und insbesondere aus der Organisation des Trecks erwachsen. Die Auswahl des Mitzunehmenden, die Verteilung der zugehörigen und zugewiesenen Familien auf die Fahrzeuge, die mögliche Sicherung des Zurücklassenden, vornehmlich auch des Viehs, das alles waren Fragen, deren vermeintliche Lösungen fast tagtäglich wieder umgestoßen werden mußten. Im Augenblick der Loslösung wurden seine Gefühlsinhalte jedenfalls weitgehend kompensiert durch die Spannung, ob der Start wirklich gelingen werde.

Getrockt ist wohl jeder, der dazu in der Lage war; wer nicht wollte, wurde mit Zwangsmaßnahmen bedroht. Die Gründe dafür, das kaum ein Treck sein Ziel "G o t e n h o f e n" oder "Danzig" erreichte, waren mannigfacher Natur: der allzuspäte Räumungstermin, der Treck und Wehrmachtbewegungen auf die gleichen überfüllten Straßen brachte, die Bitterung, die in der ersten Märzhälfte einen der bekanntesten Winterrückfälle mit Stiebschnee, Tauwetter, nächtlichen Kältegräden bis 15 Grad und entsprechendem Glatteis brachte, last not least das Verhalten der Wehrmacht, die zwischen Wipperlina und Lebestellung kaum ernsthaft kämpfte, insbesondere die Stolpestellung kampflös übergab, dafür aber alle Brücken hinter sich sprengte, auch wenn sie noch von tausenden Trecks passiert werden mußten. Als bezeichnend für die Zustände und Geschwindigkeitsverhältnisse sei angeführt, daß mit seinen "Haufen" ein junger kampfbegieriger Infanterieoffizier und seine Mutter in der gleichen Nacht auf demselben Gut hart ostwärts stolp übernachteten, ohne einander zu treffen. Wenige Tage später war die Mutter von den Russen überrollt und aller Habe beraubt wieder zu Hause im Nordteil des Rummelsburger Kreises, während der Sohn ziemlich am gleichen Tage vom allgemeinen Sog mitgerissen auf der Halbinsel Helig eintraf, wo er fast zwei Monate untätig lag, bis er mit 60 000 oder nach anderen Aussagen 80 000 Mann am 11./12. Mai der Internierung verfiel.

Wo und in welcher Situation auch immer den Einzelnen das erste Zusammentreffen mit den Russen betraf, ob zuhause oder unterwegs, in Notquartier oder auf der Straße, immer wirkte es wie ein lähmender Keulenschlag, so unverhüllt trat vom ersten Augenblick an zu Tage, was für die nächste Zeit das Leben bestimmen würde: Raub, Menschenfang, Notzucht und in Verbindung damit vielfach Mord. Uhren, Schmuck, Brillen, Taschenmesser, Resierzeuge, Stiefel, Pelze waren das erste, was auch von den vorgehenden ersten Kampftruppen, sozusagen en passant, mitgenommen wurde; aber auch Pferde, ganze Wagenzüge mit den zugehörigen Männern mußten mit, und zwischendurch vergewaltigten die Russen, wie an Frauen gerade da war, ungeschonnt, ohne das Sturmgepäck abzulegen. Widerstand wurde mit Gewalt gebrochen; aus selbst oder anderweitig beigebrachten Wunden blutende Frauen schienen besonders zu reizen. Besonders Gutaussehende wurden mitunter mit nach vorne genommen. Selbstverständlich gab es Ausnahmen, besonders unter den Offizieren und bei den Panzertruppen, aber es waren eben doch - Ausnahmen.

Die russischen Truppen vollzogen ihre Bewegungen auch sonst mit großer Sorglosigkeit. Auf kaum gesicherten Straßen rollte ihr riesenhafter Nachschub mit unbeeblendeten Scheinwerfern Nacht und Tag gen Osten. Eine deutsche Luftwaffe und deutsche Partisanen schienen sie nicht zu fürchten. Tatsächlich sah man keinen deutschen Flieger und zu nennenswerten Sabotageakten im Hinterland ist es nirgends gekommen.

Den überrollten Trecks bzw. deren mehr oder minder großen Resten blieb es überlassen, nach Hause zurückzukehren oder sonstwo eine Zuflucht zu suchen. Sehr viele, die gleich beim ersten Auftreten den Heimweg zu Fuß an, in einem Bündel das Nötigste bergend; Kinder wurden getragen, Kranke und Alte in Karren gefahren. Sie, wie auch besonders diejenigen, die noch Pferd und Wagen behalten hatten, wurden unterwegs immer wieder durchsucht und überplündert, nicht nur von den russischen Truppen und Trossen, sondern in besonderem Maße auch von den vielen ausländischen Arbeitern, die von den Russen befreit, sich zusammengerottet hatten. Unter diesen gab es vereinzelt zwar Fälle von Anhänglich-

keit und Dankbarkeit, aber die Mehrzahl raubte und brandschatzte nach Herzenslust; Kleider, Wäsche, Schuhe und Lebensmittel sowie ein Fahrzeug um nach Hause zurückkehren zu können, waren das Ziel ihrer Wünsche, in deren gewaltsamer Durchsetzung die einzelnen Völkerschaften sich nichts nachgaben. Nur die Franzosen allerdings schienen wie erstarrt angesichts der entfesselten Natur derer, die sich ihre Verbündeten und Befreier nannten.

Auf dem Wege in die Heimat und in dieser selbst zeigten sich, entsprechend dem fast kampflosen Besatzungsverlauf, keine großen Zerstörungen, und wer vermochte zu sagen, ob nicht so manches verbrannte Gut- oder Bauernhaus weniger von einem Kampf zeugte als vielmehr von der Unachtsamkeit oder Zerstörungslust seiner zwischenzeitlichen deutschen oder russischen Bewohner. Das Innere der Häuser befand sich fast immer in einem unbeschreiblichen Zustand von Verschmutzung und Durchwühltheit. Überall lief halbverhungertes Vieh umher, für das überhaupt eine furchtbare Leidenszeit begonnen hatte. Nach dem ursprünglichen Räumungsplan der Partei sollte das Vieh den Ortgruppen nachgetrieben werden. Später versuchte die Wehrmacht die wertvolleren Herden zu bergen, was aber aus Wagenmangel und Fehlorganisation mißlang. Teilweise lagen ganze Herden in einer Koppel erschossen da. Anderswo hatte man das Vieh im Moment der Räumung in die Wälder getrieben, durch Abwurf von Heu für die erste Zeit sorgend. Die brüllenden Tiere wurden jetzt wieder eingefangen, und mancher Bauer hatte bald wieder mehr und bessere Kühe im Stall als vorher, allerdings ohne sich ihrer lange zu erfreuen. Die Speicher waren noch gefüllt. Einer Wiederaufnahme der Wirtschaft in einem gewissen notdürftigen Umfange hätte allerdings Zugkraftmangel im Wege gestanden, der aber behebbbar gewesen wäre, da die Pferde und Zugmaschinen ja im ostpommerschen Kessel verblieben waren. Auch an Arbeitskräften hätte es letzten Endes nicht gefehlt. Aber die Russen hatten andere Absichten, wie sich sehr bald zeigen sollte.

Eines Morgens in der zweiten Märzhälfte waren plötzlich Formationen da, die mit der alleinigen Aufgabe organisierten Männerfanges betraut. Sie umstellten ein Dorf oder sonst eine Siedlung, durchsuchten alles gründlich und nahmen alle Männer mit, die sie 60 Jahre und darunter dünkten. Diese wurden in Sammelplätzen verhört und dann gefesselt, in einem Kartoffelkeller etwa, in einem Leutehaus oder ähnlichen Räumlichkeiten. Sichtbar Kranke wurden manchmal entlassen, aber vielfach am nächsten Tage wieder aufgegriffen. War eine genügende Anzahl Männer zusammen, erfolgte der Abtransport nach Bütow in die Burg oder nach Stolp, wo mehrere vorläufige Sammellager eingerichtet waren, d.h. es waren Räumlichkeiten dafür vorgesehen, u.a. im Gefängnis, im Magazin, im Jugendheim und in der Gr. Gartenstraße. Diese Räume, für die sonst keine Vorkehrungen getroffen waren, wurden mit den von allen Seiten eingelieferten unvorstellbar dicht belegt. Sie konnten vielfach nicht alle gleichzeitig liegen; die natürlichen Bedürfnisse mußten zunächst innerhalb der Räume verrichtet werden, ohne daß irgendwelche Anlagen dafür vorhanden waren; später, als sich infolge der Ernährung, vornehmlich aus mit Kalisalzen gekochter Runkelrübensuppe bestehend, bei den meisten ein schrecklicher Durchfall eingestellt hatte, und sich die Häftlinge gegenseitig mit ihren Exkrementen beschmutzten, wurden Erleichterungen geschaffen. Die Tage waren angefüllt mit wiederholten eingehendsten Verhören, die selbst nach der Schulbildung der Eltern forschten. Handwerker und ähnliche Spezialisten wurden von den übrigen getrennt und nach unbekanntem Zielen verledet. Die Nächte waren eine einzige Qual. Immer wieder versuchten die Wächter, das Letzte von

Wert aus den Inhaftierten herauszuholen unter Kollektivdrohungen ausgeklüffelter Art. Der Gesundheitszustand sank rapide, die Leichen derer, die nachts starben, wurden teilweise aus den Fenstern in den Hof geworfen, um am nächsten Morgen verscharrt zu werden. Später besserte sich die Verpflegung, es gab auch Kartoffeln, die ja in Hunderttausenden von Zentnern rundum in den Mieten auf den Gütern lagen, und es gab vor allem auch Brot. Gleichwohl waren die Überlebenden, und das war die größte Mehrzahl trotz allem, körperlich und/oder auch seelisch stark /natürlich

erschöpft, als sie den Marsch nach Osten antreten mußten. Es wurden Tagesleistungen von etwa 35 km verlangt. Ziel waren die großen Lager in Thorn, Graudent, Deutsch Eylau, Danzig und andere. Wer auf dem Wege zu erlahmen drohte, wurde mit Kolbenstößen und Peitschenschlägen angetrieben, wenn auch das nicht half, auf nachfolgenden Wagen mitgenommen bis zum nächsten Rastort. Erholte er sich dort nicht, schien ihm die Sonne zum letzten Mal; häufig waren es Flußübergänge, wo sich die Bewacher der hoffnungslos Erschöpften entledigten, ohne daß die Beseitigung der Leichen Zeit und Mühe kostete. In den großen Lagern entwickelten sich zunächst die gleichen Zustände wie in Stolz und Bütow. Ungezählt starben, ohne daß ihr Name irgendwo verzeichnet wird. Überhaupt ist der weitere Verbleib der vielen Tausend Verschleppten in Dunkel gehüllt. Anscheinend sind die Älteren und Kränklichen in Ost- und Westpreußen zu Arbeiten eingesetzt worden, auch in kleineren Kommandos auf Gütern. Manche sind von den Russen entlassen worden, möglicherweise sogar ganze Lager, aber nur wenige kamen nach Hause zurück; die meisten wurden auf dem Heimweg von den Polen aufgegriffen und erneut in unbezahlter Zwangsarbeit verwendet. Man kann annehmen, daß die Einrichtung des Volksturms zu dieser Massenverschleppung deutscher Zivilisten Anlaß gegeben hat. Der Volkssturm in Pommern war zwar als Ganzes gernicht aufgerufen worden, vielmehr ausdrücklich für die Trecke freigegeben worden. Im übrigen wurden in ähnlicher Weise auch Frauen verschleppt. Verfasser wird nie die Schilderung eines jener Unglücklichen vergessen, der nach einem Tagesmarsch von 34 km mit 800 Männern und 300 Frauen zusammen für die Nacht in eine kleine Dorfkirche gesperrt wurde; wie die Erschöpften bis in das Gebälk des Turms hinauf dicht bei dicht getrieben wurden und wie deren Urin und Kot von den Rampen auf die Untenstehenden herabrannte.

Während auf solche Weise der größte Teil der noch vorhandenen männlichen Arbeitskräfte dem Lande entzogen wurde, verschwand auch der Rest der noch verbliebenen Pferde; Sammelkommandos, Trosse, durchziehende Ausländer waren die mit untrüglichen Spürsinn begabten Abnehmer. Bald waren auch die Speicher geleert und somit fehlte es an jeder Voraussetzung für die Wiederaufnahme der Landwirtschaft auf breiterer Basis. Vielfach wurde auch jede Arbeit auf dem Felde von den inzwischen eingesetzten russischen Verwaltungstellen untersagt. Dieses waren sogenannte Kommandanten, die über das Gebiet hin verstreut in den wichtigeren Ortschaften eingesetzt wurden. Diese Unteroffiziere herrschten mit nur wenigen Soldaten, aber von einem Schwarm ehemaliger Ostarbeiter umgeben, ziemlich unbeschränkt über ihr Gebiet. Sie ernannten sogenannte Dorfälteste als Zwischeninstanz für die Bevölkerung. Verbot jeglichen Waffenbesitzes und des Betriebes von Radioanlagen bei Todesstrafe sowie die Aufhebung aller Rationierungsbestimmungen und Verkündung des freien Marktes waren die ersten Maßnahmen. Eine sehr oberflächliche Registrierung

der Bevölkerung, die dabei Ausweise erhielt, wurde von den Kreisstädten aus durchgeführt, wo Offiziere die Verwaltungsfunktionen ausübten. In ihnen lag auch ein erhebliches Truppenkontingent. Daneben waren auch einzelne Güter, die ihrer Lage nach oder Größe oder besonderer Einrichtungen wegen dem Sieger bemerkenswert erschienen, von Anfang an besondere Stützpunkte der Besatzungsmacht. Auf ihnen zeigten sich die ersten Anfänge spezifisch sowjetischer Wirtschaft, ihnen wurden die Männer, Pferde und Vieh belassen bzw. wieder zugeführt. Unter/Leitung von /der russisch oder polnisch sprechenden Litauern, Memelländern usw. kam es dort auch bald wieder zu Ansätzen einer Bewirtschaftung mit Bestellerarbeiten usw. - Während dieser ersten Phase der russischen Besatzung, umfassend etwa die Monate April und Mai, lebte die deutsche Bevölkerung in einem zutiefst aufgerührten inneren Zustande von größter Labilität. Das von jedermann beobachtete Versagen von Partei und Wehrmacht, der Verlust des größten Teils der beweglichen Habe, das unbekümmerte Schelten und Walten der Sieger mit Privateigentum, Blut und Frauenehre, die stündliche Unsicherheit des noch Bestehenden, alles dies hatte nicht nur das soziale Gefüge, sondern auch dessen moralische Grundlagen völlig erschüttert. Nach einer ersten kurzen Periode fest rauschhafter Lebensfreude, die in jedem Hause geschlochtet und der Tag sozusagen eine Mahlzeit war, die von Haus zu Haus eingenommen wurde, kam die Aktion des Männerfanges und damit ein Umschwung in die Sorge um die kommende Zeit. Alles Brauchbare und Mehrhafte erhielt dreifachen Wert im Hinblick auf die unsichere Zukunft. Ein Stöbern, Raffern, Plündern, Verstecken und Vergraben ohnegleichen begann. Für die Missachtung jeglichen Eigentumsrechtes galt die stereotype Entschuldigung, "besser ein Deutscher nimmt es als ein Russe." Bei dieser Konkurrenz von Russen, durchziehenden Ausländern und Deutschen war in ungleichen kurzer Zeit alles irgendwie Verwertbare aus noch leerstehenden Häusern, insbesondere denen begüterter Besitzer, und schlecht gesicherten Höfen verschwunden. Diese Orgie der Habsucht war begleitet von einer Gerüchterscherei in Bezug auf militärische und politische Dinge von unausdenkbarer Phantastik, durch Kanonendonner aus wechselnden Richtungen, Truppenbewegungen, Flugzeugverkehr und nächtliche Himmelserscheinungen ständig genährt. Angesichts der russischen Gewaltakte und Vergewaltigungen, die ja fortwährend nicht nebenher liefen, sondern im Vordergrund der Ereignisse standen, war es einhellige Überzeugung, daß die Westmächte dem nicht zusehen würden, ohne dagegen einzuschreiten; ein sehr großes Vertrauenskapital auf die Demokratie ist damals verwirtschaftet worden.

Dem Zustand innerer Gehetztheit von Hoffnung in Verzweiflung entsprechend auch der äußere Lebensablauf. Alle waren ständig darauf bedacht, bei der Annäherung von Fahrzeugen oder Fahrrädern - kein Deutscher besaß mehr dergleichen öffentlich - die Gegenstände täglichen Gebrauchs schnellstens in vorbereitete Verstecke verschwinden zu lassen; jüngere Frauen und Mädchen hatten stets Sturmpäck griffbereit stehen, um jederzeit verschwinden zu können, wenn sie es nicht zu besonders kritischen Zeiten vorzogen, den ganzen Tag im Felde versteckt oder sonstwo unsuffindbar zu verbringen. Die Nächte und die Wälder scheuten die Russen zunächst, anscheinend aus Furcht vor Partisanen und Wölfen. Ob dies auch der Grund war für den Gefechtslärm, den ziehende Kolonnen zu verbreiten pflegten, kann nur vermutet werden, jedenfalls war der Munitionsverbrauch durch Signal-, Freuden-, Schreck- und sonstige Schüsse in der ersten Zeit ungeheuer.

Im Mai hörte man zuerst von der Einrichtung polnischer Verwaltungsstellen und alsbald erschien an den Anschlagtafeln in polnischer Sprache der Abdruck einer Vereinbarung zwischen der Moskauer und der Lubliner Regierung vom 20. II. 45, wonach Polen bis zur endgültigen Regelung der Grenzfragen sich verpflichtete, bei der Verwaltung der eroberten deutschen Gebiete bis zur Oder behilflich zu sein. Auf Grund dessen entstand sehr bald ein Nebeneinander von russischer und polnischer Verwaltungsorganisation, deren Kompetenzen keineswegs klar gegeneinander abgegrenzt waren. Die Polen folgten im allgemeinen den deutschen Gliederungen, das ganze Gebiet rechnete zum Gau D a n z i g. Es gab unter den Landräten Amtskommissare und neben den Dorfältesten polnische Bürgermeister. Der Verwaltung folgte als Machtinstrument polnische Miliz, späterhin polnische G.P.U. Die Tätigkeit dieser Behörden verfolgte mit zäher Gründlichkeit alsbald weiterreichende Ziele, was auch den örtlichen russischen Stellen nicht verborgen blieb. Es kam zu vielfachen Reibereien in Kompetenzfragen und Einzelfällen, die mitunter blutig verliefen.

Den polnischen Behörden folgte die Besiedlung aus dem ehemals polnischen Raum auf dem Fuße. Die bis dahin schon vorhändigen Polen waren ausgesprochen als Hilfsvolk der Russen aufgetreten bei den Kommandaturen und auf den Gütern; die jetzt zögernd, dann immer breiter einströmenden treten als Eigenvolk auf mit dem Anspruch auf eigene Ziele und Bestimmung. Zuerst waren Mühlen, Brennereien und ähnliche Objekte von ihnen begehrt, wozu sich dann bald besonders gute Bauernhöfe gesellten, zunächst im Kreise Bätow, dann, von dort und den alten Grenzen ausstrahlend, über das ganze Land hinweg.

Die Güter waren und blieben in russischer Hand. In Verbindung mit der Bergung der Viehbeute war es eins nach dem anderen von sogenannten Viehkommandanten besetzt und in eine primitive Bewirtschaftung genommen worden. Die von überallher zusammengetriebenen Herden - dem einzelnen Bauern wurde allenfalls eine Kuh belassen - zogen von Gut zu Gut, wo sie blieben, bis die Reste von Winterfutter und Wiesen und Weiden erschöpft waren. Alle nur irgend geeigneten Gebäude wurden als Hilfställe eingerichtet, die gesamte umwohnende Bevölkerung mußte zur Arbeit erscheinen. Die anfallende Milch - verglichen mit normalen Zeiten lächerlich geringe Mengen, aber, wo sonst 40 Kühe waren, standen jetzt 400 - wurde an Ort und Stelle zu Butter verarbeitet, die abgeholt wurde. Auffallend war ein gewisser Reinlichkeitsfimmel, auf den sich die Russen nicht wenig zu Gute taten: das Vieh - auch etwa verbliebene Schweine - mußte von deutschen Hilfskräften ständig gewaschen werden, auch Ställe und Hofläge wurden unablässig gesäubert und gefegt. Dabei scheuten sich die Anordner und Überwacher dieser Maßnahmen in keiner Weise, die Korridore vor ihren Zimmern in den Herrenhäusern oder bequemer noch gleich den Fußboden neben ihren Betten als Toiletten zu benutzen.

Während solcher Art eine extensive Weidewirtschaft betrieben wurde, kam es viel zu spät angesichts des ungewöhnlich frühen und günstigen Frühjahrs auch zu einigen Ackerarbeiten; Pferde führten die Viehkommandos mit. Soweit Saatgut noch vorhanden war, wurde etwas Sommergetreide bestellt, anschließend auch Kartoffeln, die ja reichlich vorhanden waren. Rechtzeitig und erheblich umfangreicher waren die Bestellungen auf jene oben erwähnten Gütern erfolgt, die von Anfang an in russische Obhut genommen worden waren; manche waren fast ganz bestellt und auch sonst relativ intakt. Die deutsche Bevölkerung wurde

vielerorts vom 10. Lebensjahre an zur Arbeit herangezogen. Als Entgelt gab es Essen aus der Gemeinschaftsküche und Brot, mitunter auch Magermilch. Da auch sämtliche Frauen arbeiten mußten, blieb für Kochen usw. keine Zeit. Unter dem Druck der zu lösenden Aufgaben und angesichts der Tatsache, daß kein Russe etwas von Landwirtschaft verstand, waren mancherorts die deutschen Inspektoren, ja vereinzelt sogar die alten Besitzer in das Wirtschaftsgeschehen wieder eingeschaltet worden.

An dieser Stelle sei der Hinweis gestattet, daß es sehr schwer ist, mit wenigen Worten ein Bild der damaligen Lage zu entwerfen, weil bei dem offenen Mangel einer streifen zentralen Leitung bei den Russen die Verhältnisse örtlich und zeitlich sehr verschieden waren, je nach der Person und Laune der maßgebenden Stelle. Hinzu kommt das Nebeneinander mit den polnischen Organen, oftmals auch ein Gegeneinander, das sich in manchen Fällen günstig für die Deutschen ausnutzen ließ. Es war zwar klar ersichtlich, daß das polnische Vorgehen im Einvernehmen mit der Sowjetregierung erfolgte, aber ebenso deutlich zeichnete sich eine immer mehr zunehmende Abneigung der russischen Lokalbehörden und des einzelnen russischen Soldaten gegen die Polen ab. Diese Entwicklung war so allgemein, daß man annehmen mußte, sie sei von oben her inspiriert; eine Politik mit doppeltem Boden, die im Augenblick ihre Früchte trug und jeder weiteren Möglichkeit die Tore offen ließ. Dem einzelnen Deutschen erschien der Pole als Landräuber gegen russischen Willen; der einzelne Pole bekam zwar das versprochene Land, aber er konnte sich wegen der fest feindseligen Haltung der Russen kaum als dessen Herr fühlen.

Dagegen sprach auch der Umstand, daß die Demontage von Betrieben (z.B. Stolper Molkerei, Stolz, Papierfabrik Hammermühle, Tuchfabriken in Rummelsburg), der Ausbau einzelner Betriebsteile (z.B. Turbinen in Besswitz), sowie der Abbau von Bahnlagen (selbst von eingleisigen wie z.B. Rummelsburg/Bütow, Stalinalbahn) so betrieben wurde, wie in Feindesland. Gegenüber den immer bestimmter lautenden Gerüchten - lange vor Potsdam! -, daß Pommern bis zur Oder polnisch werden würde, klammerte sich gerade die Hoffnung der Deutschen, die in mehrfacher Schicht nach Antreibermethoden die Geleise abmontieren mußten, an die Überlegung, daß Rußland so nicht handeln könnte, wenn das Land polnisch werden sollte.

Inzwischen war auf den Wiesen, soweit sie nicht in der Nähe von Viehkolonien belegen und daher abgeweidet worden waren, eine leidliche Heuernte herangewachsen und auf den Feldern stand die Winterfrucht vielfach ertauslich gut in Anbetracht der mangelnden Kunstdüngung; letzteres gilt insbesondere von Raps und Rüben. Die Bergung der Heuernte erfolgte für die Russen unter Einsatz der gesamten Bevölkerung, die Dorfältesten wurden verantwortlich gemacht. Das Einfahren machte natürlich Schwierigkeiten bei den wenigen Gespannen, Klee verdarb häufig infolge fehlerhafter Werbetechnik und verfrühten Einfahrens. Vielerorts war es streng verboten, daß Deutsche Heu nach Hause schafften, auch wenn es unwahrscheinlich war, daß es russischerseits geholt wurde; dort lag es noch im Herbst faulend herum, aber mancher Bauer stahl es nichts von seiner eigenen Wiese. Anderswo zeigte sich bei der Heuernte für den eigenen Bedarf der Einheimischen zum ersten Male der Niedergang der Lebens- und Wirtschaftsbedingungen in seinem Ausmaß. Alles mußte von Hand gemäht /vollen werden, und hatte man früher nur vereinzelt - weil doch immer

noch irgendwo ein Pferd versteckt gewesen war - Menschen vor Pflug und Egge ziehend gesehen, so lag jetzt das ganze Dorf angespannt in den Seelen, um einzufahren, was der Sieger beließ. In der Getreideernte machten sich diese Schwierigkeiten ungleich stärker bemerkbar, sie erschien kaum bezwinglich, aber es zeigte sich in den russisch kontrollierten Betrieben der Erfolg ihrer aus ungeheurer Improvisationskunst und rücksichtslosem Masseneinsatz gemischten Methode, während in den deutschen die Not alle Hindernisse überwand. Die Russen freilich hatten es leichter, indem sie an Brennpunkten, insbesondere dort, wo vorher die örtliche Zentrale des Männerfangs gewirkt hatte, besondere Truppkommandos anrücken ließen: deutsche Kriegsgefangene mit einigen Lastkraftwagen und Gespannen. Aus einem halben Dutzend Ablegern wurden zwei funktionierende zusammengestellt, im übrigen mußte die gesamte umwohnende Bevölkerung mithelfen. Auf diese Weise wurde die Getreideernte nicht nur geborgen, sondern auch gleich hintereinanderweg ausgedroschen. Als Antriebskraft dienten, da die Stromversorgung überwiegend noch nicht wieder funktionierte, kleine Gasmotore, Göpel und die Menschenhand für den Dreschflegel. Gab es gelegentlich nachts Strom, wurde auch nachts gedroschen. Das Korn wurde in große Lager zusammengefahren; Speicher natürlich, aber auch Räume in Herrenhäusern und Schulen wurden bis hoch hinauf damit angefüllt, wo dann große Mengen bei den unsachgemäßen Behandlungsmethoden verdorben sind. Das Getreide wurde militärisch bewacht. Die Behandlung der deutschen Kriegsgefangenen war gut. Manches Stück Wild wurde für sie geschossen und manches Schaf bei ihren Landwirten geraubt.

Für diese Zeit sind noch zwei Dinge zu erwähnen, die für die Kenntnis der Dinge von Bedeutung sind. Das erste ist das Erscheinen einer Reihe von Nummern des "Roten Stern", eines Organs der Roten Armee in deutscher Sprache. Wenn es auch zu 90% Propagandaufsätze in der sattem bekannten Tonart enthielt, so brachte es doch zum ersten Mal seit länger Zeit wieder gedrucktes Nachrichtenmaterial, das es nun abzustimmen galt mit den tausend als ganz verbürgt zutreffend kolportierten Gerüchten, deren Herkunft vielfach auf durchziehende flüchtige deutsche Kriegsgefangene aus den östlichen Lagern zurückzuführen war. Diese fanden es angebracht, durchweg günstige Meldungen zu verbreiten, wohl um als Träger solch willkommener Botschaft eine entsprechende Aufnahme zu finden und auch aus einer großsprecherischen Wichtigtuerei heraus, die gegen das Verhalten der Wehrmacht in den Kampftagen, wie oben geschildert, seltsam abstach. Manche hatten die Amerikaner selbst in Danzig gesehen, andere wußten, daß die Japaner dicht vor Moskau standen und Odessa schon eingenommen hatten; wieder andere erklärten, sie seien mit dem Fallschirm abgesprungen als Vorausabteilung einer ganzen Division, die folgen würde; und alle fanden gebefreudigte Zuhörer und Gläubige. Daß der "Rote Stern" mit seinen ganz anderen Meldungen dagegen nicht aufkommen konnte, war freilich nicht verwunderlich, da er unter anderem - aus deutscher Feder! - einen bebilderten Bericht enthielt, wonach die Rotarmisten bei ihrem Anrücken den Deutschen mit vollen Weinflaschen in den Händen geneht waren, "aus denen sie vorsorglich schon die Korken entfernt hatten". Über diesen Vorgang hatte man ja eigene und ganz andersartige Kenntnisse. Aber auch die Wenigen, die unter größten Schwierigkeiten und Gefahren sich Radionachrichten zu verschaffen wußten, stießen bei der vorsichtigen Weitergabe ihres allerdings oft niederschmetternden Wissens sehr häufig auf hartnäckige Ungläubigkeit.

Das andere, wovon hier noch die Rede sei, ist die Wendung zum Besseren, die in puncto Vergewaltigung in Erscheinung trat. Der Grund dafür muß wohl in energischen Gegenmaßnahmen höherer Stellen gesucht werden; man sprach sogar von einem entsprechenden Befehl Stelins selbst. Wie dem auch sei, Tatsache ist, daß immer häufiger und immer mehr Russen sich sehr beleidigt zeigten, wenn bei ihrer Annäherung die jüngere Weiblichkeit die Flucht ergriffen hatte, und sich auch bemühten, durch ihr Verhalten eine solche Flucht als unnötig erscheinen zu lassen. Selbstverständlich hörten die Notzuchtsakte nicht mit einem Schlage auf, eine gewisse Unsicherheit bestand nach wie vor fort, besonders in der Nähe von Lazaretten und Erholungsheimen Genesender, wie sie mehrfach in Schlössern usw. eingerichtet worden waren; auch der mehr oder minder gute Stand der Versorgung mit Alkohol blieb allerorts von entscheidender Bedeutung. Verfasser ist naturgemäß nicht in der Lage, dieses Thema wirklich erschöpfend zu behandeln. Lediglich um den ungefähren Rahmen des Geschehenen abzuzeichnen, seien einige Tatsachen aus seinem Bekanntenkreis angeführt. Die Älteste ihm bekannte Frau, an der Notzucht versucht wurde, zählte 82 Jahre, das jüngste vergewaltigte Mädchen 12 Jahre. Frau Dr. H. aus B. wurde bis Juli 32 mal, die Frau des Arbeiters M. aus W.T. bis August 27 mal vergewaltigt. Fräulein B. aus S. konnte erst vergewaltigt werden, nachdem ihre Mutter und ihr Vater, die ihr zu Hilfe kamen, erschossen worden waren. Nach dem Akt wurde sie selbst erschossen. Besonders tiefen Eindruck machte der Fall einer Försterfrau aus D., die, nachdem ihr Mann und ihr Vater vor ihren Augen erschossen worden waren, und obwohl sie durch Granatsplitter am Arm verletzt stark blutete über ein Dutzend Mal hintereinander vergewaltigt wurde, anscheinend im Beisein ihrer Mutter und ihres 11-jährigen Jungen. Bevor dieses dunkelste Kapitel der ganzen Leidensgeschichte abgeschlossen wird, sei noch zweierlei vermerkt: die sehr starke Verseuchung mit Geschlechtskrankheiten und die nicht übersehbare Tatsache, daß die Vergewaltigungen selten zur Zeugung führten.

Während der Erntezeit und besonders im August nahm die polnische Infiltration ein immer größeres Ausmaß an, Hand in Hand damit ging der Ausbau der polnischen Verwaltung auf allen möglichen Gebieten weiter. Anfangs war die Landnahme mehr oder weniger nach Wildwestmanier erfolgt; jetzt erschienen die Anwärter des Grundstücks mit einem Schriftstück des Landrats, das sie einwies, zunächst anscheinend nur als eine Art Treuhänder für den Staat. Bei den Gewerbetreibenden war es ebenso. Oft handelte es sich bei den Einwanderern um Polen - auch polnisch sprechende verhinderte "Volksdeutsche" - aus dem Gebiet des ehemaligen Korridors, die dort bereits einen Hof besaßen und jetzt die Gelegenheit benutzten, einen weiteren dazu zu gewinnen. Manche von diesen hatten so wenig Vertrauen in die Stabilität der neuen Verhältnisse, daß sie die Ernte, soweit sie von den Russen belassen war, auf meilenlangen Wegen zu ihrem pommerellischen Besitz in Sicherheit brachten. Je zahlreicher die Polen wurden, desto deutlicher zeigte sich, daß sie keineswegs untereinander übereinstimmten. Waren sie sich auch in ihrem Vorgehen gegen die Deutschen einig, so zeigten sich doch in den angewandten Methoden Unterschiede, die noch stärker zu Tage traten im Verhalten zu den Russen und zu den Maßnahmen der polnischen Scheinregierung. Diese führte in Altpolen eine rücksichtslose Bodenreform durch, indem sie alle Besitzer von über 100 Hektar enteignete und ihnen verbot, sich im Umkreis von 30 km um ihren bisherigen Besitz aufzuhalten; ferner übte sie auf alle ihre Beamten usw. einen sehr starken Druck aus, der P.R.P., als der kommunistischen

Hauptregierungspartei, beizutreten. Ihre sklavische Abhängigkeit von Moskau veranlaßte sie zu getreuer Nachahmung der sowjetischen Einrichtungen bis in Einzelheiten herein und war geeignet, auch ein primitives Selbstgefühl zu verletzen. Alles dieses führte zu einer Spaltung der Polen in eine westlich orientierte Oberschicht die insgeheim davon träumte, einmal mit den Deutschen zusammen die Russen zurückwerfen zu können, und in unbedingte Vorkämpfer für ein bolschewistisches Polen. Beide Richtungen mußten mit Ingrimm zusehen, daß die Russen zunächst einmal das gesamte Getreide in ihren Besitz brachten und so Herr waren über Sein oder Nichtsein aller. Durch diese Maßnahme wurde allerdings das Leben vieler Deutscher ermöglicht, denn die Polen teilten den Deutschen grundsätzlich keine Lebensmittel zu.

Die erste größere Verwaltungsmaßnahme der polnischen Behörden war bezeichnenderweise die Vorbereitung und Durchführung militärischer Musterungen für die Jahrgänge von 1912 bis 1925, Chargen bis zu 50 Jahren und Offiziere bis zu 60 Jahren. Ein Teil der hiervon Betroffenen suchte sich der Dienstpflicht zu entziehen, indem sie sich für Russen erklärten und sich deren Viehkommandos usw. als zivile Hilfskräfte usw. anschlossen. Diese fanden sich aber kurz darauf als Rekruten der Roten Armee in den Stolper Kasernen wieder. Vereinzelt trat polnisches Militär auf, um Minen usw. unschädlich zu machen; es machte einen guten Eindruck.

Weitere Maßnahmen waren umfangreiche und wiederholte Erhebungen über die Größe der einzelnen Grundstücke, des Viehbestandes, Zahl der Ackergeräte usw. Darauf basierte dann ein primitives Naturalsteuersystem, das monatliche Lieferungen bestimmter Eier- und Buttermengen vorsah und nur für die Deutschen galt. Die Lieferungen wurden zwar bezahlt, ihr Steuercharakter ergab sich jedoch aus der Doppelwährung heraus, die für das beginnende polnische Wirtschaftsleben bezeichnend war. Die Preise des freien Marktes waren 10 bis 30 mal so hoch, als die der gebundenen Wirtschaft; nach den niedrigen Sätzen dieser waren die Entgelte der Deutschen festgelegt, während sie für eventuelle Käufe allein auf den freien Markt angewiesen waren. Irgendwelche Zuteilungen für Deutsche gab es nicht, nur für die Polen gab es einige Bezugsrechte, die zu den festgesetzten niedrigen Preisen realisiert werden konnten. Benötigte ein Deutscher dringend Nahrungsmitteln oder dergleichen, so blieb ihm nichts anderes übrig, als sich die erforderlichen hohen Zlotybeträge durch Verkauf der ihm verbliebenen Habseligkeiten zu beschaffen. Die Möglichkeit dazu bot nicht nur ein ausgedehnter schwarzer Markt, sondern auch eine Art behördlicher Einrichtung. Der überwiegende Teil der städtischen Bevölkerung war gezwungen, auf diesem Wege sein Dasein zu fristen. Für die Landbevölkerung wurden von August an Mahlkarten eingeführt; damit verbunden war die Erhebung der auch in ganz Rußland bestehenden 10%igen Mahlsteuer, die in Natura zu entrichten war. Das Getreide wurde zu den Mühlen in den sogenannten "Volkswagen" angefahren, kleinen vier- oder zweirüdrigen Vehikeln, die zumeist von Frauen oft weite und sandige Wege gezogen werden mußten.

Der Gesundheitszustand der Bevölkerung war nicht nur infolge der Geschlechtskrankheiten verschlechtert, mancherorts grassierten Typhus, Ruhr und eine diphtherieartige Halskrankheit, die viele Opfer forderten; zudem bewirkte der völlige Mangel an Seife und Desinfektionsmitteln ein erschreckendes Umsichgreifen aller möglichen

INSTITUT

Hautkrankheiten wie Krätze usw. Die ärztliche Versorgung war fast überall sehr schlecht. Im engeren Aufenthaltsgebiet des Verfassers fungierte zunächst jemand als Arzt, der wohl Sanitäter in der Wehrmacht gewesen war, aber polnisch bzw. russisch sprach; er setzte die Behandlung junger Mädchen ruhig fort, wenn auch angeheiterte Russen in das Sprechzimmer eindringen und zusahen. Später richteten die Polen eine Art Krankenhaus ein, das sie mit überall requirierten Betten und Wasche äußerlich nett einzurichten wussten. Als Chefarzt entierte ein Mann, der sich Dr. Koch nannte und deutsch, polnisch und russisch sprach. Er war als Viehtreiber gekommen, hatte dann als Begleiter einer russischen Tierärztin geholfen und sich als Tierarzt bezeichnet. Nach einiger Zeit erschien er wieder, mit derselben Braut übrigens, erklärte aber, er sei sein Bruder, und behandelte jetzt Menschen, gar nicht mal immer erfolglos. Bei der im Sept.-Okt. durchgeführten Typhusschutzimpfung mit in Stolz vorgefundenem deutschem Serum duldete er es, daß die Nadel häufig erst bei der fünften oder sechsten Person gewechselt wurde. Er starb an Typhus. Wo deutsche Ärzte hatten verbleiben können, z.B. in Rügenwalde und Rathsdammitz, war es natürlich erheblich besser, wenn auch der Mangel an Medikamenten und Verbandstoffen sich drückend bemerkbar machte.

Verhältnismäßig früh und weitgehend wurde von den Polen die Organisation der Forstverwaltung in Angriff genommen. Als Ansatzpunkt dienten in der Regel die staatlichen Forstämter, denen die umliegenden Privatreviere zugelegt wurden, sodas sehr umfangreiche Ämter entstanden. Sie wurden von Forstmännern mit guten Fachkenntnissen versehen; in der überwiegenden Mehrheit waren diese westlich orientiert. Sie warben Forstarbeiter unter weitgehenden Versprechungen, deren Einhaltung großen Zweifeln unterliegen mußte, da die Forstbeamten selbst monatelang auf ihre Bezüge warteten. Zunächst wurde alles geschlagene Holz neu aufgenommen und vermessen; offenbar sollte ein geregelter und nachhaltiger Betrieb aufgebaut werden.

Jagdlich zeigten die polnischen Beamten eine merkliche Zurückhaltung, was kein Wunder war angesichts der Stimmung der Russen ihnen gegenüber und deren eigener rücksichtsloser Jagdnutzung. Die Russen hatten anfangs den Wald ängstlich gemieden und sich darauf beschränkt, die Feldrehe und das an den Waldrändern austretende Wild auszurotten. Als dort nichts mehr zu holen war und sie merkten, daß es deutsche Partisanen nicht gab, drangen sie auch in die Wälder ein, wo vornehmlich das Rehwild, aber auch manches Stück Rotwild ihren Maschinenwaffen zum Opfer fiel. Schließlich treten sogar einzelne Jagdkommandos auf, die keine andere Aufgabe hatten, als Wildbret zu beschaffen. Solcherart war das Rehwild weitgehend dezimiert worden; den Abschuss von Rotwild schätzt der Verfasser kaum höher als den verstärkten Abschuss zu deutscher Zeit; das Schwarzwild hat sich wohl vermehrt. Die Brunft 1945 war verzettelt ohne merkbaren Höhepunkt, obwohl die Witterung günstig war. Es sei noch bemerkt, daß auch Deutsche es wagten und verstanden, sich einen Anteil an der Strecke zu sichern, und manchen früher unermüdlichen Heger brachte die Not dazu, jetzt selber Schlingen zu stellen.

Der ständig wachsende Zustrom der Polen verengte den Wohnraum immer mehr. Wenn auch viele Familien vom Treck nicht heimgekehrt waren, so gab es dafür gegendweise um so mehr Ost- und Westpreußen, die auf ihrer Flucht nicht weitergekommen waren und einfach blieben, wo sie waren, teilweise in drangvoller Enge. Gegen alle diese wandten sich die ersten Ausweisungst-

bestimmungen der polnischen Behörden. Den Anfang machte der Bütower Kreis, in dem die Polonisierung überhaupt am frühesten eingesetzt hatte und am weitesten gediehen war. Der Rummelsburger Kreis folgte. Dort wurde ein angeblich in der Nacht zum 31. August erfolgter Anschlag auf eine Eisenbahnbrücke, durch den die "Wirtschaft" empfindlich gestört und der von kreisfremden Deutschen verübt worden sei, zum Anlaß genommen, alle die Deutschen auszuweisen, die bei Kriegsausbruch nicht in ihrer gegenwärtigen Gemeinde wohnhaft gewesen waren. Die Anordnung stand schon am 1. 9. an den Anschlagtafeln. Es war eine angemessene Frist gestellt, das Ausweisungsziel hieß "jenseits der Oder". Reiseart und Weg blieben jedem überlassen, die behördlichen Formalitäten waren denkbar einfach, bestanden im Wesentlichen in der Aushändigung eines kleinen polnisch beschriebenen Zettels.

Während diese Aktion im Gange war, also im Laufe des September, verschärfte sich die Situation erheblich aus nicht ganz klarer Ursache. Verfasser glaubt, daß der sichtbar werdende Abzug der russischen Besetzung vom Lande nach Beendigung des Dreschens das polnische Selbstgefühl steigerte und den üblen örtlichen Elementen Oberwasser gab. Insbesondere war es die sogenannte polnische Miliz, weniger die G.P.U., die jetzt ihre Zeit gekommen sah. Es waren junge Burschen ohne alle Disziplin und Ausbildung, mit Gewehren und Gummiknüppeln und Fahrrädern ausgerüstet, die in jedem Amtsbezirk stationiert waren und dort das eigentliche Exekutivorgan darstellten. Ihre rechtliche Stellung war unklar, anscheinend unterstanden sie nicht den Zivilbehörden, sondern standen unter eigenem "Commando" neben diesen; beide wurden von der zahlenmäßig viel geringeren G.P.U. überwacht. Diese Miliz drangsalierte die Bevölkerung mit großer Willkür. Fraglos war sie an vielen Räubereien, Einbrüchen und zunehmend auch an Vergewaltigungen beteiligt. Berüchtigt war die Exekution der von ihr selbst verhängten Prügelstrafe, die sie auch selbst Polen gegenüber anwendete. Als Ende September Anfang Oktober die ersten Ausweisungen solcher Deutscher erfolgten, deren Hof von Polen bereits besetzt war, ging die Miliz vielfach in rücksichtslosester Form vor. Es kam vor, daß Frauen mit kleinen Kindern ihr Haus verlassen mußten, so wie sie vom Felde kamen, ohne daß sie länger als 5 Minuten packen durften. Die Polen auf dem Hofe waren vielfach keineswegs damit einverstanden, daß die früheren Besitzer, die sie als eingearbeitete Arbeitskräfte schätzen gelernt hatten, nunmehr verschwinden sollten, aber ihr Einspruch half nichts. Die Deutschen selber, die sich solange, geduckt auf ihrem eigenen Hof als Arbeiter tätig, bemüht hatten, mit den neuen Herren ein leidliches Einvernehmen herzustellen, waren angesichts der zunehmenden Willkür und Herausforderung häufig froh, einer ausweglosen Lage enttrinnen zu können. Manche verließen ihre Heimat, ohne noch formell dazu gezwungen zu sein.

Der bereits erwähnte Abzug der russischen Besetzung aus den ländlichen Gemeinden erfolgte nicht mit einem Schlage und auch nicht überall gleichmäßig. Es war schon geschildert worden, wie vor Beginn der Ernte durch Einsatz von Erntekommandos, die auch in bis dahin ohne Besatzung gewesene kleine Orte abgezweigte Trupps von wenigen Mann entsandten, eine erhebliche Vermehrung oder besser gesagt Dislocierung des russischen Militärs erfolgt war. Nach Beendigung der Ernte- und Drescharbeiten zogen sie wieder ab. Besonders auffallend war, daß schon vorher begonnene Vorarbeiten für die Herbstbestellung plötzlich eingestellt wurden, sodaß die Pferde während der sonst um diese Zeit üblichen Gespannarbeitspitze untätig in den Koppeln weideten. Es kam auch zur

Zusammenlegung von Ortskommandanturen, die ja praktisch keinerlei Aufgaben mehr zu lösen hatten, nachdem die gesamte Verwaltung in polnische Hand gelegt worden war. Gewisse Anzeichen deuteten auch darauf hin, daß eine Desinteressierung an manchen Gütern sich anbahnte; solche waren bis dahin nur in verschwindend wenigen Fällen von Polen besetzt worden gewesen. Wo auch immer die Russen abzogen, nahmen sie mit, was ihnen wertvoll erschien und was transportmäßig möglich war, häufig auch in westlicher Richtung. Mancher deutsche Ausgewiesene oder Flüchtling fuhr dann mit, weil er sich unter russischem Militär trotz allem sicherer fühlte als auf den Eisenbahnen und Straßen, die der polnischen Miliz anvertraut waren. Dieses Gefühl war nicht unbegründet. So unberechenbar der Russe auch war aus seiner ganz anderen Gedanken- und Gefühlswelt heraus, so viehisch wie er wurde, wenn er unter dem Einfluß des Alkohols stand - den er übrigens unverdünnt, also ca. 90%ig bevorzugte - eine gewisse, sogenannte tierhafte Gutmütigkeit war ihm vielfach nicht abzusprechen. Der Pole war allgemein von größerer Niedertracht und Gemeinheit, er raubte und vergewaltigte nicht nur, weil ihm das gefiel, sondern in der ausgesprochenen Absicht, den Deutschen zu treffen, zu erniedrigen und zu verletzen, wo immer es möglich war. Der Russe gefiel sich im übrigen vielfach in einer Art Beschützerrolle. Die deutschen Verhältnisse und Lebensgewohnheiten hatten ihn offenbar tief beeindruckt; daß sie ungleich höher standen als seine einheimischen und die polnischen, sprang ihm auf Schritt und Tritt in die Augen. Er sah ihnen ab, was nur immer ging und schmeichelte sich oft, der höheren Kulturstufe schon dadurch teilhaftig zu sein, daß er deren Vertreter gegen die Usurpatoren vom weißen Adler in Schutz nahm.

Die Bewältigung der Kartoffelernte war wegen deren geringen Anbaufläche kein Problem. Wo es noch irgend anging, wurden die abgeernteten Flächen von den Deutschen mit Roggen besät. Eine Abgabe von Roggen und Kartoffeln von den Betrieben, die selbst hatten ernten können - und das waren nur die entlegenen und sehr schlechten kleinen Betriebe - brachte im November die Dreschflügel nochmal in tägliche und nächtliche Bewegung und nahm die letzte Aussicht auf eine einigermaßen ausreichende Versorgung mit dem Allernötigsten. Wenn auch mit deutschen Kräften das Stromversorgungsnetz wieder in Ordnung gebracht worden war und stundenweise gespeist wurde, so senkte sich doch ein Winter des Dunkels und jeglichen Mangels auf das ausgesogene und seit vielen Monaten ohne jede Zuteilung gebliebene Land herab.

Wer dieser gequälten Heimat den Rücken zu kehren gezwungen war, empfing als letzten Eindruck von ihr die Zustände auf den Eisenbahnen, die ihm noch einmal alles vor Augen führten, was das Leben der letzten Monate beherrschte und unerträglich gemacht hatte. Da Deutsche sonst nicht reisen durften, kann Verfasser nur seine Auserreise kurz schildern; er weiß aus zuverlässigsten Quellen, daß seine Erlebnisse vielfach besonders prägnant die bestehenden Verhältnisse zeichnen, aber keineswegs als nicht typisch bezeichnet werden dürfen.

Der Zug fuhr pünktlich ab. Vorbei an wohlbekannten Feldern ging die unmotiviert zwischen rasch und langsam wechselnde Fahrt. Nur wenige Felder waren besäet, die meisten lagen unter einer steppenartigen Unkrautdecke; hin und wieder geworbene aber nicht eingefahrene Ölfrucht, auch Getreide, auf Wiesen noch zusammengesackte Heuhaufen vom ersten Schnitt, Dörfer mit festlichen Eingangsbögen geschmückt mit den polnischen Farben zur Begrüßung der Zuwandernden glitten vorüber. Plötzlich hielt der Zug auf

freier Strecke neben einem kleinen Kartoffelacker, auf dem einige Säcke gefüllt standen; das Lokomotivpersonal verließ die Maschine und lud die Säcke dieser vorne auf, dann ging es weiter. Mit einemmal waren Russen im Zug und durchstreiften ihn mit begehrlichen Blicken; unvermutet ergriffen sie einige Gepäckstücke, die ihnen gefielen, warfen sie zur Tür hinaus und sprangen in voller Fahrt hindurein. Auf der Umsteigestation zur Hauptstrecke großes Aufgebot polnischer Miliz, selbstbewusst in leidlicher Ausstaffierung die Bahnsteige absehrend, aber durch die Anwesenheit russischer Offiziere sichtlich gedämpft; nur einer nahm einer deutschen Frau ungeniert den Pelz ab und trug ihn freudestrahlend fort. Als der Zug einlief, wurden alle Deutschen in besondere Wagen - gedeckte Güterwagen - gewiesen, Polen wurden sogar mit Gewalt von der Miliz daraus entfernt. Weiter ging die Fahrt in den frühen Abend hinein; was würde die lichtlose Nacht bringen? Der Waggon war dicht gefüllt, viele Frauen mit kleinen Kindern, alte Leute, wenige Männer natürlich; man hockte auf seine Gepäckstücke in einer unbeschreiblichen Stimmung von Abschied, Fatalismus, weicher Spannung, bohrender Unruhe; gesprochen wurde kaum. Hin und wieder stieg jemand zu, darunter gefährlich aussehende Männer, auch Russen dabei, die die hilflos Fingersperren musterten, auch wohl ein Kleidungsstück abschätzend betasteten. Kurz vor einer Station stürzten sie sich auf einzelne Gepäckstücke, rafften zusammen, was sie schleppen konnten und entstiegen dem ausrollenden Zuge; vorher hatten sie gesungen, was die Kohle hergab. Auf den Stationen, auch auf dieser, überall Miliz; sie fragte, ob alles in Ordnung sei, sprang auf die Verneinung hin durch den Waggon scheinbar wutschnaubend hinter den Räubern her, die eben am Zugende verschwand - und kam mit ihnen lachend in freundschaftlicher Unterhaltung, ihnen tragen helfend, wieder am Waggon vorbei. Dieser große Bahnhof, auf dem eine große Menschenmenge in erstarrtem Schweigen bei schlechter Beleuchtung regungslos wartete, machte einen unvergesslichen Eindruck, der nicht mehr europäisch war. Der Zug hielt lange. Einmal waren Schritte auf dem Wagendach vernehmbar. Bevor er in die Nacht hinein weiter fuhr, kam ein Milizmann heran und rief, niemanden in den Waggon hereinzulassen, bei einem Versuch solle durch lautes Schreien die mitfahrende Bahnmiliz herbeigerufen werden. Die Türen wurden so gut es ging verrammelt und eine Mannschaft eingeteilt, die sie zubalten sollte. Schließlich ging es weiter; Spannung und Angst verdichteten sich, das der Schweißgeruch wie eine Wolke alles einhüllte. Dann ein Lokomotiveignal, der Zug hielt auf freier Strecke, und eine offenbar sehr zahlreiche Bande drang auf ihn ein. Vielhundertstimmiges Angstgeschrei aus allen hinteren Wagen durchschritt die stille Sternennacht. Gewalttames Rütteln an den Türen, erregte Drohrufe wurden laut, aber die Verrammeln hielt stand. Das Schreien wurde ins Irre verstärkt, um die mitfahrende Bahnmiliz herbeizurufen, es bedurfte keiner Anfeuerung dazu. Plötzlich hörte das fluchende Getöse draußen auf, schon glaubte man die Miliz im Anzuge und die Lage gerettet, da ertönten polternde Schritte auf dem Dach, splitternde Schläge eröffneten ein Loch, durch das alsbald der Lichtkegel einer Taschenlampe fiel, von wüsten Drohungen begleitet. Eine Panik erfasste die Insassen, aber unbeirrt sprangen durch das rasch erweiterte Loch 5 Banditen auf das dichtgedrängte Menschenknäuel herab, öffneten den Helfershelfern draußen die Türen und alle stürzten sich in wilder Wut auf die, die ihnen so lange Widerstand geleistet hatten. Sie rissen einem die Kleider

und Schuhe, die ihnen gefielen, vom Leibe - und was gefiel ihnen nicht! - jeden Widerstand, jedes Zögern mit rohester Gewalt brechend. Beim Schein von Taschenlampen und Feuerzeugen wurde sämtliches Gepäck durchwühlt, alles ihnen brauchbar scheinende geraubt und der Rest auf einen wüsten Haufen in die Waggonmitte geworfen. Beruhigter geworden durch vielleicht unverhofft gute Beutestücke, gingen sie systematischer vor, begannen mit Leibesvisitationen und genauerer Prüfung dessen, was jeder anhatte. Der Zug hielt und hielt, ständig kamen neue Banditen hinzu, darunter auch Russen in Uniform, die aus anderen ausgeraubten Waggons kamen und nun erneut mit der Durchsuchung begannen. Als nichts von Wert mehr vorhanden schien, wurden ganz junge Burschen hereingelassen, 13 - 16-jährige etwa, die nun unter den sachverständigen Blicken der setzierten Älteren ihre Räuberlehrlingsarbeit zeigen durften. Der Zug hielt und hielt, die Banditen räuchten und zeigten sich besondere Beutestücke. Schließlich kam ein Heldegänger vorbei. Die sorgfältig verpackten Beutebündel wurden hinausbefördert, einer nach dem anderen verschwand in die Nacht hinaus. Die Lokomotive SKK piff zum Abschluss der Aktion und langsam setzte sich der Zug wieder in Bewegung, nachdem er wohl über eine Stunde gehalten hatte. Auf der nächsten Station erschien in gut gespielter Atemlosigkeit die Bahnmiliz und fragte, ob etwas vorgefallen sei. Weit nach Mitternacht wurde die Endstation erreicht. Auf dem dortigen finsternen, nackten Bahnsteig stand dichtgedrängt eine lange, schweigende Kolonne, die sich im Dunkel verlor, Leidensgenossen, die ähnliches hinter sich hatten. Bei allem war noch Glück: der russische Kommandant des Bahnhofs war diese Nacht nicht betrunken, von Zeit zu Zeit erschien er selbst oder ein Abgesandter von ihm mit einigen gut bewaffneten russischen Soldaten und hielt dadurch die örtlichen Bahnhofsbanditen in Schach, die sonst gewohnt waren, von denen, die dort ihre vorläufig letzte Nacht in der Heimat verbringen mussten, den letzten polnischen Tribut zu nehmen.

Sie dünkte endlos, diese Nacht. Was auch immer aus der stummen Menge dort zu ihren blassen Sternen emporgestiegen sein mag an Flüchen, an Wünschen, an Bitten und auch an Dank für alles, was die Heimat gewesen war: bei solcher Inbrunst kann es nicht ungehört verhallt sein.